



Leseprobe

Gregory David Roberts
Im Schatten des Berges
Roman

»Ein absoluter Page-Turner.« *Publishers Weekly*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 992

Erscheinungstermin: 16. Juli 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Gregory David Roberts

IM SCHATTEN DES BERGES

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Für die Göttin

ERSTES KAPITEL

Der Quell aller Dinge, das Leuchten, erscheint in so mannigfacher Gestalt wie die Sterne am Himmel. Ein guter Gedanke reicht aus, um es erstrahlen zu lassen. Doch ein einziger Fehler kann die wilden Wälder im Herzen verbrennen und alle Sterne an allen Himmeln verdunkeln. Und während jener Fehler noch wütet und man auf zerstörte Liebe oder verlorene Zuversicht blickt, mag man glauben, alles wäre vergebens und man wäre am Ende.

Doch das ist falsch. Es geht immer weiter. Was du auch tust, wo du auch in die Irre gehst – das Leuchten verlässt dich nie. Alles Gute, was im Inneren erstirbt, kann zu neuem Leben erstehen, wenn nur dein Wille stark genug ist. Das Herz kann nicht aufgeben, denn es kann nicht lügen. Man blickt unversehens auf, stürzt ins Lächeln eines wundervollen Menschen, und die Suche beginnt aufs Neue. Sie ist nie wie zuvor. Sie ist immer anders. Doch die jungen Wälder, die in einem versehrten Herzen heranwachsen, sind manchmal kräftiger und üppiger als vor dem Feuer. Wenn du dort verweilst, in diesem inneren Leuchten, an diesem neuen Ort des Lichts, wenn du alles verzeihst und niemals aufgibst, wirst du dich früher oder später wiederfinden, wo aus Liebe und Schönheit die Welt entstand: am Anfang. Am Anfang. Am Anfang.

»Hey, Lin! Starker Anfang für den Tag!«, hörte ich Vikrams Stimme von irgendwoher aus dem dunklen, stickigen Raum. »Wie hast du mich gefunden? Seit wann bist du wieder da?«

»Gerade angekommen«, antwortete ich und blieb in der breiten Flügeltür zur Veranda stehen. »Einer der Jungs sagte, du bist hier. Komm kurz raus.«

»Nee, nee, komm du *rein*, Mann!«, lachte Vikram. »Du musst diese Jungs hier kennenlernen!«

Ich zögerte. Meine Augen, geblendet vom Himmel, sahen in dem dunklen Raum nur klobige Schatten und zwei Schwerter aus Sonnenlicht, die durch geschlossene Jalousien drangen und träge wirbelnde Wolken aus Rauch durchbohrten. Die Luft roch nach würzigem Haschisch und dem verbrannten Vanillearoma von braunem Heroin.

Wenn ich an diesen Tag zurückdenke, an den rauchigen Geruch der Drogen, an die Schatten, das scharf glimmende Licht in der Dunkelheit dieses Zimmers, frage ich mich, ob mich Vorahnung dort auf der Schwelle hielt. Und ich frage mich, wie mein Leben wohl verlaufen wäre, hätte ich mich damals abgewandt und das Weite gesucht.

Entscheidungen, die wir treffen, sind Äste am Baum der Möglichkeiten. Nach diesem Tag wurden Vikram und die Fremden in jenem Raum drei Monsune lang neue Äste in einem Wald, den wir eine Zeitlang gemeinsam durchstreiften – in einer Stadtwildnis aus Liebe, Tod und Auferstehung.

Nach dem Zögern, diesem Augenblick, der mir damals nicht bedeutsam erschien, trat Vikram aus der Dunkelheit, packte mich am Arm und zog mich in den düsteren Raum. Und ich erinnere mich noch genau an mein Frösteln, als seine schweißnasse Hand meine Haut berührte.

An der linken Wand des großen, rechteckigen Zimmers stand ein gewaltiges Bett, etwa drei Meter lang, auf dem ein Mann lag, der wie tot wirkte. Der Mann trug einen silbrigen Pyjama, die Hände waren auf der Brust gefaltet.

Soweit ich erkennen konnte, bewegte sich die Brust des Mannes nicht. Neben der reglosen Gestalt saß links und rechts jeweils ein Mann auf der Bettkante und füllte ein Chillum.

An der Wand über dem toten oder tief schlafenden Mann hing ein ausladendes Gemälde von Zarathustra, dem Propheten der Parsen.

Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, erkannte ich zwei wuchtige antike Kommoden an der Wand gegenüber, flankiert von drei breiten Sesseln. In jedem der Sessel saß ein Mann.

Am Boden lag ein großer, wertvoller Perserteppich, an den Wänden hingen Fotografien von Menschen in der traditionellen Kleidung der Parsen. Rechts von mir, dem Bett gegenüber, stand eine Hi-Fi-Anlage auf einer Kommode mit Marmorplatte. An der Decke rotierten zwei Ventilatoren so langsam, dass die Rauchschwaden im Zimmer gänzlich unberührt davon blieben.

Vikram führte mich am Bett vorbei zu dem ersten der drei Sessel. Der Mann, der darin saß, war wie ich Ausländer, aber erheblich größer als ich; sein Oberkörper und seine Beine waren extrem lang, und er hing so lässig in dem Sessel, als entspanne er sich in einem heißen Bad. Ich schätzte den Mann auf etwa fünfunddreißig.

»Das ist Concannon«, sagte Vikram und schob mich vorwärts. »Er ist in der IRA.«

Die Hand, die meine ergriff, war warm, trocken und sehr kräftig.

»Scheiß auf die IRA!«, sagte Concannon. »Ich bin ein Ulster-Mann, von der UDF. Aber dass ein heidnisches Arschloch wie Vikram das kapiert, kann man wohl nicht erwarten, wie?«

Mir gefiel das kraftvolle Funkeln in seinen Augen. Die kraftvollen Worte in seinem Mund gefielen mir nicht im Mindesten. Ich zog meine Hand zurück und nickte knapp.

»Wenn der redet, hört man am besten weg«, sagte Vikram. »Faselt einen Haufen wirren Dreck. Aber ich hab noch nie einen Ausländer kennengelernt, der so feiern kann wie der, das sag ich dir.«

Vikram führte mich zu dem zweiten Sessel. Der junge Mann, der darin saß, zog an einem Haschisch-Chillum, das der Mann im dritten Sessel gerade anzündete. Eine Flamme loderte jäh aus dem Pfeifenkopf.

»*Bom shankar!*«, schrie Vikram und griff nach der Pfeife. »Lin, das ist Naveen Adair. Er ist Privatdetektiv. Ganz im Ernst. Naveen, das ist Lin, der Typ, von dem ich dir erzählt habe. Der Doktor aus dem Slum.«

Der junge Mann stand auf und gab mir die Hand. »So ein richtiger Detektiv bin ich aber noch nicht«, sagte er mit schiefem Grinsen.

»Kein Problem.« Ich erwiderte das Grinsen. »Ich bin auch kein richtiger Doktor. So viel dazu.«

Der dritte Mann, der das Chillum angezündet hatte, nahm einen Zug und bot es mir an. Ich lächelte ablehnend, und es wurde an einen der Männer auf dem Bett weitergereicht.

»Ich bin Vinson«, sagte der dritte Mann, dessen Händedruck mich an einen munteren, tapsigen Welpen erinnerte. »Stuart Vinson. Hab schon jede Menge von dir gehört, Mann.«

»Jeder *Arsch* hat doch schon von Lin gehört«, warf Concannon ein und nahm eine Pfeife in Empfang. »Vikram quatscht so viel von dir, als sei er dein scheiß Groupie. Lin hier, Lin da und Lin dieser oder jener

Scheiß. Hast du ihm auch schon den Schwanz gelutscht, Vikram? Taugt der was, oder ist das alles nur Geschwätz?»

»Herrje, muss das denn sein, Concannon!«, sagte Stuart Vinson.

»Was?«, erwiderte Concannon mit Unschuldsblick. »Was denn? Ich stell dem Mann doch bloß eine Frage. Indien ist immer noch ein freies Land, oder etwa nicht? Zumindest da, wo Englisch gesprochen wird.«

»Scher dich nicht um den«, sagte Vinson mit entschuldigendem Achselzucken. »Der kann nicht anders. Hat Arschloch-Tourette-Syndrom oder so was.«

Stuart Vinson, ein kräftiger, breitschultriger Typ, war Amerikaner. Mit seinen klaren Gesichtszügen und den zerzausten dichten blonden Haaren wirkte er wie ein abenteuerlustiger Seefahrer, ein Weltumsegler vielleicht. In Wirklichkeit war er Drogendealer, und sein Geschäft lief gut. Ich hatte einiges über ihn gehört, so wie er über mich.

»Das hier ist Jamal«, sagte Vikram. Er achtete nicht mehr auf Stuart Vinson und Concannon, sondern stellte mir den Mann auf der linken Bettseite vor. »Er importiert es, reibt es, rollt es und raucht es. Er ist eine One-Man-Show.«

»One-Man-Show«, wiederholte Jamal, ein dürrer Typ mit Chamäleonaugen, der mit etlichen religiösen Amuletten behängt war. Ich fing an zu zählen, hypnotisiert von so viel Heiligkeit, und kam auf fünf große Glaubensrichtungen, bevor meine Augen zu seinem Lächeln wanderten.

»One-Man-Show«, sagte ich.

»One-Man-Show«, wiederholte er.

»One-Man-Show«, sagte ich.

»One-Man-Show«, wiederholte er.

Ich hätte es noch mal gesagt, aber Vikram redete weiter.

»Das da drüben ist Billy Bhasu«, sagte Vikram und deutete auf einen kleinen, zierlichen Mann mit sahneweißer Haut, der auf der rechten Seite des Betts saß. Billy Bhasu legte die Hände zum Gruß zusammen und fuhr dann fort, eines der Chillums zu reinigen.

»Billy Bhasu ist ein Bringer«, erklärte Vikram. »Der bringt dir alles, was du brauchst, ob's ein Mädchen ist oder ein Eis. Probier's aus. Es stimmt wirklich. Sag ihm, er soll dir ein Eis bringen, dann macht er das auf der Stelle. Sag's ihm!«

»Ich will aber kein ...«

»Billy, hol Lin ein Eis!«

»Kommt sofort«, sagte Billy und legte das Chillum beiseite.

»Nein, Billy.« Ich hob die Hand. »Ich will kein Eis.«

»Aber du bist doch sonst immer ganz verrückt nach Eis«, wandte Vikram ein.

»Aber nicht so verrückt, dass ich es mir von jemandem bringen lasse. Entspann dich, Mann.«

»Wenn er schon was bringt«, meldete sich Concannon aus den Schatten zu Wort, »dann wär ich für Eis *und* Mädchen. *Zwei* Mädchen. Und er soll sich verflucht noch mal ranhalten.«

»Hast du gehört?«, drängte Vikram.

Er trat zu Billy und zerrte an ihm. In diesem Moment begann die Gestalt auf dem Bett mit tiefer volltönender Stimme zu sprechen, und Vikram erstarrte, als hielte ihm jemand eine Pistole an die Schläfe.

»Vikram«, sprach der leblos wirkende Mann. »Du versaust mir mein High, Mann.«

»Oh, Scheiße! Scheiße, Scheiße! Tut mir total leid, Dennis!«, stotterte Vikram. »Ich wollte Lin hier nur den Jungs vorstellen und ...«

»Lin«, sagte die Gestalt auf dem Bett, schlug die Augen auf und starrte mich an.

Die Augen waren grau, erstaunlich hell, mit einem samtigen Schimmer.

»Mein Name ist Dennis. Ich freue mich, dich kennenzulernen. Mach es dir bequem. *Mi casa es su casa.*«

Ich trat vor, schüttelte die schlaffe Hand, die Dennis mir hinhielt, und ging wieder zum Fußende des Bettes. Dennis ließ mich nicht aus den Augen. Ein entrücktes, wohlwollendes Lächeln war auf sein Gesicht getreten.

»Wow!«, sagte Stuart Vinson leise neben mir. »Dennis, Mann! Gut, dass du wieder da bist! Wie war's denn so da drüben?«

»Still«, verkündete Dennis, noch immer lächelnd und ohne den Blick von mir zu wenden. »Sehr still. Bis vor wenigen Minuten.«

Concannon und Naveen Adair, der junge Detektiv, traten zu uns. Alle starrten auf Dennis.

»Das ist eine ganz große Ehre, Lin«, sagte Vikram. »Dennis schaut dich an.«

Ein kurzes Schweigen entstand, das von Concannon beendet wurde.

»Na, das ist ja mal nett von dir, Dennis!«, knurrte er grinsend. »Ich sitz hier seit sechs scheiß Monaten, mach geistreiche Sprüche, rauch dein Dope und sauf deinen Whisky, und du öffnest gerade zweimal kurz die Augen. Dann kommt Lin hier reinspaziert, und du starrst den an, als würd er lichterloh brennen. Bin ich der totale Arsch oder was?«

»Oh Mann, und wie du der totale Arsch bist«, sagte Stuart Vinson leise.

Concannon lachte lauthals, und Dennis zuckte zusammen.

»Concannon«, flüsterte er, »ich liebe dich wie einen netten Geist, aber du versaust mir mein High.«

»'tschuldigung, Meister Dennis«, sagte Concannon grinsend.

»Lin«, murmelte Dennis, ohne sich zu rühren, »halte mich bitte nicht für unhöflich, aber ich muss mich jetzt ausruhen. War mir eine Freude, dich kennenzulernen.«

Dann wandte er den Kopf ein wenig Richtung Vikram.

»Vikram«, murmelte er mit seiner tiefen, klangvollen Bassstimme. »Bitte sorg für Ruhe. Du versaust mir mein High, Mann. Ich möchte dich bitten, damit aufzuhören.«

»Natürlich, Dennis. Tut mir furchtbar leid.«

»Billy Bhasu?«, raunte Dennis.

»Ja, Dennis?«

»Lass das Scheiß-Eis.«

»Ich soll das Scheiß-Eis lassen?«

»Ja, lass das Scheiß-Eis. Keiner kriegt Eis. Heute nicht.«

»Okay, Dennis.«

»Ist das mit dem Eis jetzt klar?«

»Ich lass das mit dem Scheiß-Eis, Dennis.«

»Ich will das Wort *Eis* mindestens drei Monate lang nicht mehr hören.«

»Geht klar, Dennis.«

»Gut. Und jetzt mach mir bitte noch ein Chillum, Jamal. Ein großes und starkes. Ein gigantisches. Ein legendäres. Das wäre ein Akt der Gnade, beinahe ein Wunder. Adieu, ihr alle, hier und da und dort.«

Dennis faltete erneut die Hände auf der Brust, schloss die Augen und begab sich in seinen Ruhezustand – todesgleiche Starre mit fünf Atemzügen pro Minute.

Niemand regte sich oder sprach, nur Jamal bereitete hastig und kon-

zentriert ein legendäres Chillum vor. Die anderen starrten auf Dennis, und ich packte Vikram am Hemd.

»Los, raus hier«, sagte ich und zog ihn mit mir. »Adieu, ihr alle, hier und da und dort.«

»Hey, wartet auf mich!«, rief Naveen und kam hinter uns nach draußen gehastet.

In der frischen Luft wurden die beiden wacher und hielten mit meinem Tempo Schritt.

Durch eine schattige Gasse zwischen dreistöckigen Gebäuden und üppig belaubten Platanen trug ein leichter Wind die Gerüche der Fischereiflotte vom Sassoon Dock herüber.

Sonnenteiche lagen zwischen den Bäumen, und wenn ich aus den schattigen Inseln in die weißglühende Hitze trat, überfluteten mich Wellen aus Licht.

Der Himmel war dunstig blau – vom Meer geschliffenes Glas. Krähen hockten auf Bussen, ließen sich in die kühleren Viertel der Stadt kutschieren. Die durchdringenden Rufe der Straßenverkäufer klangen hoffnungsvoll.

Es war einer dieser klaren Tage, an denen die Mumbaiker, die Bewohner von Bombay, gerne fröhlich singen, und als ich an einem Mann vorüberging, merkte ich, dass wir beide den gleichen Song aus einem Bollywood-Liebesfilm summten.

»Witzig«, sagte Naveen. »Ihr singt beide das Gleiche, Mann.«

Ich lächelte und wollte gerade weitersingen, wie wir es in Bombay immer tun an glasblauen Tagen, als Vikram uns mit einer Frage unterbrach.

»Und, wie lief's? Hast du sie?«

Einer der Gründe, warum ich selten nach Goa reise, ist, dass mir dann immer jemand einen Auftrag aufs Auge drückt. Als ich Vikram vor drei Wochen erzählt hatte, ich habe eine Mission in Goa, hatte er mich gebeten, etwas für ihn zu erledigen.

Er hatte ein Stück aus dem Hochzeitsschmuck seiner Mutter in Goa bei einem Pfandhai gelassen, als Sicherheit für ein Darlehen. Vikram hatte die Schuld abbezahlt, aber der Pfandhai hatte sich geweigert, die mit Rubinen besetzte Goldkette zurückzuschicken, und hatte darauf bestanden, dass Vikram sie persönlich abholen solle. Da er wusste, dass der Pfandleiher Respekt hatte vor der Sanjay Company, dem Mafia-

Klan, für den ich arbeitete, hatte Vikram mich gebeten, den Typen aufzusuchen.

Was ich getan hatte, und es war mir auch gelungen, die Kette an mich zu bringen. Aber Vikram hatte den Respekt des Pfandleihers für meinen Klan überschätzt. Der Typ hielt mich eine Woche lang hin, verschob den Termin für das Treffen immer wieder und hinterließ mir Nachrichten mit abfälligen Bemerkungen über mich und die Sanjay Company.

Als er dann endlich einwilligte, mir die Kette auszuhändigen, war es zu spät. Er war ein Hai, aber mein Klan war auf Haie spezialisiert. Ich organisierte vier Männer vor Ort, die für uns arbeiteten, und wir verprügelten die Gangster des Pfandhais, bis sie machten, dass sie wegkamen.

Danach stellten wir den Pfandhai zur Rede, und er rückte die Kette raus. Hinterher verdrosch ihn einer unserer Männer in einem fairen Kampf und traktierte ihn noch weiter in einem nicht mehr fairen Kampf, bis die Sache mit dem Respekt geklärt war.

»Also?«, fragte Vikram. »Hast du sie nun oder nicht?«

»Hier«, antwortete ich, zog das Säckchen mit der Kette aus der Jackentasche und reichte es Vikram.

»Wow! Du hast es geschafft! Wusst ich doch, dass ich mich auf dich verlassen kann. Hat Danny Stress gemacht?«

»Die Geldquelle streichst du von deiner Liste, Vikram.«

»*Thiik*«, erwiderte er. *Okay*.

Vikram nahm die Kette aus dem blauen Seidenbeutel. Die Rubine flammten in der Sonne auf, und blutrotes Licht sickerte in Vikrams gewölbte Hände.

»Hör mal, ich ... ich bring die sofort nach Hause zu meiner Mutter. Jetzt sofort. Kann ich euch irgendwohin mitnehmen?«

»Du fährst in die andere Richtung«, antwortete ich, als Vikram ein Taxi herbeiwinkte. »Ich hol meine Maschine, die steht beim Leopold's.«

»Wenn du nichts dagegen hast«, sagte Naveen leise, »würde ich dich gern ein Stück begleiten.«

»Hab nichts dagegen«, erwiderte ich und sah zu, wie Vikram das Seidensäckchen unter seinem Hemd verstaute.

Als er ins Taxi steigen wollte, hielt ich ihn fest und beugte mich vor, damit niemand mithören konnte.

»Was tust du?«, fragte ich.

»Was meinst du?«

»Mir kannst du in puncto Drogen nichts vormachen, Vik.«

»Mach ich doch gar nicht!«, brauste er auf. »Scheiße, ich hab nur ein paar kleine Züge braunen Zucker gehabt, weiter nix. Na und? Ist auch sowieso Concannons Zeug. Er hat's bezahlt. Ich ...«

»Halt dich zurück.«

»Mach ich immer. Kennst mich doch.«

»Manche Leute können der Sucht aus dem Weg gehen, Vikram. Concannon mag so einer sein. Aber du bist nicht so, und das weißt du genau.«

Er lächelte, und für ein paar Sekunden war er wieder der alte Vikram: der Vikram, der sich die Kette ohne fremde Hilfe zurückgeholt hätte; der Vikram, der gar nicht erst ein Stück aus dem Hochzeitschmuck seiner Mutter einem Pfandhai überlassen hätte.

Das Lächeln erstarb, als Vikram ins Taxi stieg. Ich sah ihm nach, als er davonfuhr, in Sorge um ihn – einen Optimisten, den die Liebe zerstört hatte.

Ich ging weiter, und Naveen schloss sich mir an.

»Vikram redet oft über dieses Mädchen, diese Engländerin«, sagte er.

»Das ist so eine Geschichte, die hätte gutgehen sollen. Aber das klappt eben selten.«

»Über dich redet er auch oft«, fügte Naveen hinzu.

»Er redet zu viel.«

»Er redet auch über Karla, Didier und Lisa. Aber vor allem über dich.«

»Er redet zu viel.«

»Er hat mir erzählt, dass du aus dem Knast entkommen bist«, sagte Naveen. »Und dass du noch immer auf der Flucht bist.«

Ich blieb stehen. »Jetzt redest du zu viel. Was ist das – eine Seuche?«

»Nein, lass mich das erklären. Du hast einem Freund von mir geholfen, Aslan ...«

»Was?«

»Ein Freund von mir ...«

»Wovon redest du?«

»Er war spätnachts am Ballard Pier, vor ein paar Wochen. Du hast ihm aus der Klemme geholfen.«

Ein junger Mann, der nach Mitternacht im Ballard Estate auf mich zu rannte, auf beiden Seiten verschlossene Geschäftsgebäude, kein Flucht-

weg. Als seine Verfolger ihn einholten, blieb der junge Mann stehen, in den Baumschatten, um alleine zu kämpfen. Und dann doch nicht alleine.

»Und?«

»Er ist gestorben. Vor drei Tagen. Ich habe versucht, dich zu finden, aber du warst in Goa. Und jetzt bot sich die Gelegenheit, es zu erzählen.«

»Was zu erzählen?«

Naveen zuckte zusammen. Ich war so schroff zu ihm, weil er über meine Flucht geredet hatte und weil ich wollte, dass er zur Sache kam.

»Aslan war ein Studienfreund von mir«, sprach Naveen ruhig weiter. »Er war gerne nachts an gefährlichen Orten unterwegs. So wie ich. Und wohl auch du, denn sonst wärest du in dieser Nacht nicht dort gewesen und hättest ihm nicht helfen können. Ich dachte mir, du würdest das vielleicht wissen wollen.«

»Soll das ein Witz sein?«

Wir standen auf einem löchrigen Schattenfleck, umgeben vom wogenden Verkehr des Causeway.

»Wieso?«

»Du kommst auf meine Flucht aus dem Knast zu sprechen, damit du mir die traurige Kunde von Aslans Dahinscheiden überbringen kannst? Willst du das damit sagen? Bist du irre oder wahrhaftig so nett und freundlich?«

»Ich vermute mal«, antwortete Naveen, sichtlich gekränkt und zornig, »dass ich wohl so nett und freundlich bin. So nett, dass ich geglaubt hatte, du würdest nicht irgendwelchen Unrat wittern hinter dem, was ich gesagt habe. Tut mir leid, dass ich dich belästigt habe. Das wollte ich ganz bestimmt nicht. Ich entschuldige mich und gehe jetzt.«

»Warte!«, sagte ich. »Warte!«

Alles an Naveen hatte seine Richtigkeit: der aufrichtige Blick, die ruhige Gelassenheit, sein strahlendes Lächeln. Der Instinkt wählte seine Begleiter im Alleingang aus. Und mein Instinkt mochte den Burschen, diesen jungen Mann, der da vor mir stand und so mutig und gekränkt aussah. Alles an ihm fühlte sich richtig an, und das kommt nicht häufig vor.

»Gut, war mein Fehler«, erklärte ich und hob die Hand.

»Kein Problem«, sagte er, wieder entspannt.

»Also, zurück zu Vikram, der dir von einem Gefängnisausbruch er-

zählt. Diese Art von Information kann schnell das Interesse von Interpol wecken, und mein Interesse weckt so was *immer*. Das verstehst du sicher, nicht wahr?«

Das war keine Frage, und er wusste es.

»Scheiß auf Interpol.«

»Du bist doch Detektiv.«

»Scheiß auch auf Detektive«, erwiderte Naveen. »Das ist die Art von Information über einen Freund, die man einem anderen Freund nicht vorenthält. Hat dir das keiner gesagt? Ich bin in diesen Straßen hier aufgewachsen und weiß das.«

»Aber wir sind keine Freunde.«

»Noch nicht«, erwiderte Naveen lächelnd.

Ich betrachtete ihn forschend.

»Gehst du gerne zu Fuß?«, fragte ich.

»Ich geh gerne zu Fuß und rede dabei«, antwortete er und wand sich mühelos neben mir durch das Menschengewühl.

»Scheiß auf Interpol«, wiederholte er nach einer Weile.

»Du redest wirklich gerne, wie?«

»Und ich geh gerne zu Fuß.«

»Okay, dann erzähl mir doch drei kurze Fußmarsch-Geschichten.«

»Klar. Gerne. Wovon soll die erste handeln?«

»Dennis.«

Naveen lachte. »Weißt du«, sagte er, während er einer Frau mit einem riesigen Packen Altpapier auf dem Kopf auswich, »ich war da heute auch zum ersten Mal. Ich kann dir nur erzählen, was ich außerdem gehört habe.«

»Dann erzähl mir, was du gehört hast.«

»Seine Eltern sind gestorben. Hat ihn übel erwischt, heißt es. Die waren reich. Hatten ein Patent für irgendwas, das jede Menge Geld wert war. Sechzig Millionen Dollar, sagt Dennis wohl.«

»Das ist aber kein Sechzig-Millionen-Dollar-Zimmer, in dem er da liegt.«

»Sein Geld wird in einem Trust verwahrt«, erwiderte Naveen, »während er in seiner Trance ist.«

»Während er da herumliegt, meinst du?«

»Er liegt nicht nur herum. Dennis ist im Zustand des Samadhi, wäh-

rend er schläft. Sein Herzschlag und seine Atmung sind so weit reduziert, dass sie kaum noch vorhanden sind. Manchmal ist er eigentlich klinisch tot.«

»Jetzt erzählst du mir aber Scheiß, Detektiv.«

»Nein«, sagte Naveen lachend. »Im letzten Jahr haben mehrere Ärzte Todesurkunden ausgestellt, aber Dennis ist immer wieder aufgewacht. Jamal, die One-Man-Show, hat die Urkunden gesammelt.«

»Gut, Dennis ist also gelegentlich klinisch tot. Muss hart sein für seinen Priester und seinen Buchhalter.«

»Während Dennis in Trance ist, wird sein Vermögen so verwaltet, dass ihm genug Geld bleibt, um die Wohnung zu bezahlen, in der er jetzt liegt, und ihn entsprechend seinem Zustand zu versorgen.«

»Hast du das alles gehört oder detektivisch erschnüffelt?«

»Bisschen von beidem.«

»Okay«, sagte ich und blieb stehen, um ein Auto vorbeizulassen, das vor uns wendete. »Ich muss sagen, ich hab noch nie in meinem Leben jemanden besser ausruhen sehen.«

»Konkurrenzlos.« Naveen grinste.

Wir dachten beide eine Weile nach.

»Zweite Geschichte?«, fragte Naveen dann.

»Concannon«, antwortete ich und ging weiter.

»Boxt in meinem Studio. Viel weiß ich nicht über ihn, aber zwei Sachen kann ich dir sagen.«

»Und zwar?«

»Er hat einen fiesen linken Haken, mit dem er 'ne Glocke läuten könnte. Aber wenn er nicht trifft, muss er abtauchen.«

»Aha?«

»Jedes Mal. Er setzt den Jab mit der Linken, den Punch mit der Rechten und ist dann vollkommen ungedeckt, wenn er nicht trifft. Aber er ist schnell, es kommt selten vor, dass er nicht trifft. Er ist ziemlich gut.«

»Und weiter?«

»Er ist der einzige Typ, den ich kenne, der es geschafft hat, mich zu Dennis reinzubringen. Dennis liebt ihn. Für Concannon ist er länger wach geblieben als für jeden anderen. Ich hab gehört, dass er Concannon offiziell adoptieren will. Was schwierig werden könnte, weil Concannon

älter als Dennis ist. Und ich weiß auch nicht, ob es rechtlich schon mal den Fall gegeben hat, dass ein Inder einen Weißen adoptiert.«

»Was meinst du mit ›Er hat es geschafft, dich zu Dennis reinzubringen?‹«

»Tausende Menschen wollen mit Dennis sprechen, während er in Trance ist. Sie glauben, dass er während seines Scheintod-Zustands mit den echten Toten kommunizieren kann. Deshalb kommt da so gut wie keiner rein.«

»Es sei denn, man geht einfach hin und klopft an die Tür.«

»Du verstehst es nicht. Das würde überhaupt niemand *wagen*, während Dennis in Trance ist.«

»Und das soll ich glauben?«

»Ja. Vor dir hat das noch keiner gemacht.«

»Okay, Dennis hatten wir schon durch«, sagte ich und blieb stehen, um vier Männer mit einem Handkarren vorbeizulassen. »Zurück zu Concannon.«

»Wie gesagt – er boxt in meinem Studio. Ist ein Straßenfighter. Ich weiß nicht viel über ihn. Scheint auf jeden Fall gerne zu feiern. Ist wohl für eine Party immer zu haben.«

»Der reißt gewaltig die Klappe auf. In seinem Alter kann man sich das nur leisten, wenn auch was dahinter ist.«

»Willst du damit sagen, dass ich ihn im Auge behalten soll?«

»Nur die falsche Seite von ihm.«

»Und die dritte Geschichte?«, fragte Naveen.

Ich bog von der Straße auf einen handbreiten Fußpfad ab.

Naveen folgte mir. »Wo gehen wir hin?«

»Saft trinken.«

»Saft?«

»Es ist heiß, Mann. Was ist los mit dir?«

»Nichts, nichts. Find ich cool. Ich liebe Saft.«

Neununddreißig Grad in Bombay, gekühlter Wassermelonensaft, Ventilatoren auf Stufe drei dicht am Kopf: pures Glück.

»Also ... was hat's mit dieser Privatdetektiv-Nummer auf sich? Ist das ernst gemeint?«, fragte ich.

»Ja. Hab im Grunde durch Zufall damit angefangen, aber ich mach das jetzt schon seit fast einem Jahr.«

»Durch welchen Zufall wird man zum Detektiv?«

»Ich hab Jura studiert«, antwortete Naveen lächelnd. »War schon fast fertig. In meinem letzten Studienjahr hab ich für eine Seminararbeit eine Recherche über Privatdetekteien und deren Einfluss auf die Rechtsprechung gemacht. Dann hat mich plötzlich nur noch das interessiert, und ich hab abgebrochen, um mich selbst als Detektiv zu versuchen.«

»Und wie läuft's?«

Naveen lachte. »Scheidungen sind sicherer als die Börse und laufen immer nach den gleichen Mustern ab. Ich hatte ein paar Scheidungsfälle, hab dann aber keine mehr angenommen. Zu Anfang hatte ich mich mit einem anderen Typen zusammengetan und mich einarbeiten lassen. Der macht seit fünfunddreißig Jahren Scheidungen und findet das grandios. Ich nicht. War immer derselbe traurige Film für mich: Nur die Männer haben die Affären.«

»Und seit du die einträglichen Scheidungen an den Nagel gehängt hast?«

»Hab ich zwei verschwundene Haustiere, einen verschwundenen Ehemann und eine verschwundene Kasserolle aufgespürt. Meine Klienten sind offenbar, dem Himmel sei's gedankt, zu träge oder zu höflich, sich selbst auf die Suche zu machen.«

»Aber dir gefällt die Detektivrolle, wie? Turnt dich an, oder?«

»Weißt du«, antwortete Naveen, »ich glaube daran, dass man in der Rolle immer die Wahrheit erfährt. Als Anwalt darfst du dir nur eine Version der Wahrheit erlauben. Meine Arbeit ist echt und direkt – bevor dann alle zu lügen anfangen.«

»Willst du dabei bleiben?«

»Weiß ich noch nicht«, sagte er lächelnd und schaute an mir vorbei. »Kommt wohl drauf an, wie gut ich bin.«

»Oder wie schlecht.«

»Oder wie schlecht.«

»Jetzt sind wir schon bei der dritten Geschichte angelangt«, sagte ich. »Naveen Adair, indisch-irischer Privatdetektiv.«

Seine weißen Zähne blitzten auf, als er lachte, aber das Lachen verebbte rasch.

»Da gibt's nicht viel zu erzählen.«

»Naveen Adair«, sagte ich. »Von welchem Teil kriegst du mehr Arschtritte – vom indischen oder vom irischen?«

»Zu britisch für die Inder«, antwortete er grinsend, »und zu indisch für die Briten. Mein Vater ...«

Zerklüftete Felsen und lichtlose Täler – daraus besteht für viele das Land, das sich Vater nennt. Ich wartete, bis Naveen wieder ins Gespräch einstieg, mit mir an seiner Seite.

»Wir haben auf der Straße gelebt, nachdem er meine Mutter verlassen hatte. Bis ich fünf war, bin ich auf den Gehwegen aufgewachsen. Aber ich hab nicht viel Erinnerung daran.«

»Was ist dann passiert?«

Naveen blickte zur Straße hinüber, ließ den Blick treiben auf den Wellen aus Farben und Gefühlen.

»Er starb an Tuberkulose«, antwortete der junge Detektiv dann. »Hatte ein Testament gemacht und meine Mutter eingesetzt, und dann stellte sich raus, dass er irgendwie ziemlich viel Geld verdient hatte, und wir waren plötzlich reich, und ...«

»Alles war anders.«

Naveen sah mich an, als hätte er mir schon zu viel erzählt.

Mein Kopf fühlte sich inzwischen eisig an und schmerzte, weil der Ventilator so dicht neben uns stand. Ich winkte den Kellner her und bat ihn, das Ding eine Stufe runterzulegen.

»Ihnen ist kalt?«, sagte er spöttisch und bewegte den Schalter. »Ich zeig Ihnen mal, was kalt ist!«

Er stellte den Ventilator auf Stufe fünf, was einem Schneesturm gleichkam. Meine Wangen wurden taub vor Kälte. Wir zahlten und brachen auf.

»Tisch zwei wieder frei!«, hörten wir den Kellner hinter uns rufen.

»Gefällt mir super, das Lokal«, sagte Naveen.

»Echt?«

»Ja. Exzellenter Saft, unverschämte Kellner. Geniale Mischung.«

»Könnte sein, dass wir uns gut verstehen, Detektiv. Könnte wirklich sein.«

ZWEITES KAPITEL

Die Vergangenheit, jener geliebte Feind, erscheint oft zur Unzeit. Diese Tage in Bombay kehren manchmal mit solcher Wucht unvermittelt zu mir zurück, dass ich aus der Stunde herausgerissen werde und vollkommen aus dem Tritt gerate. Ein Lächeln, ein Song, und ich bin wieder dort, verschlafe sonnige Vormittage, bin mit dem Motorrad unterwegs auf einer Bergstraße oder werde gefesselt und misshandelt und flehe das Schicksal um Gnade an. Und ich liebe jede einzelne Minute, jede einzelne Minute mit Freund oder Feind, Flucht oder Vergebung – jede einzelne Minute des Lebens. Doch die Vergangenheit hat die Angewohnheit, einen zur falschen Zeit an den richtigen Ort zu befördern, und das kann einen Orkan im Inneren heraufbeschwören.

Ich sollte wohl verbittert sein wegen manchem, was ich getan habe und was mir angetan wurde. Man hat mich immer wieder zur Bitterkeit aufgefordert. Ein Typ im Knast sagte einmal zu mir: *Wenn du nur ein bisschen Hass in dir hättest, könntest du locker an der Spitze sein.* Aber das wurde mir bei der Geburt nicht mitgegeben, und ich habe nie Hass und Bitterkeit empfunden. Ich war wütend, und ich war verzweifelt und in Rage und habe deshalb Schlimmes getan, bis ich damit aufhörte. Aber ich habe nie jemanden gehasst und nie jemandem gezielt Böses gewünscht, nicht einmal Männern, die mich gefoltert haben. Ein klein wenig Bitterkeit hätte mich von Zeit zu Zeit vielleicht schützen können. Doch ich habe gelernt, dass schöne Erinnerungen nicht durch die Tür des Zynismus treten. Und ich liebe meine Erinnerungen, auch wenn sie überraschend und zur Unzeit erscheinen: Muster aus Sonnenlicht unter den Bäumen an Bombays Straßen, kühne Mädchen, die auf Motorrollern durch den Verkehr sausen, Männer, die ächzend ihre Karren ziehen, dabei aber ein Lächeln auf dem Gesicht tragen. Und diese

ersten Erinnerungen an einen jungen indisch-irischen Detektiv namens Naveen Adair.

Eine Weile gingen wir schweigend nebeneinander her, schlängelten uns im Rhythmus des Straßentanzes zwischen Autos und Menschenströmen, Fahrrädern und Handkarren hindurch.

Im breiten Tor der Feuerwache standen lachend und schwatzend Männer in schweren dunkelblauen Uniformen. Die beiden großen Einsatzwagen im Inneren des Gebäudes glitzerten rot und silbrig im Sonnenlicht.

An einer Wand befand sich ein exquisit geschmückter Hanuman-Schrein, und auf einem Schild daneben stand:

*Wenn die Hitze zu stark ist,
das brennende Gebäude verlassen.*

Als wir zum Einkaufsviertel am Colaba Market kamen, wanderten wir zwischen Glasereien, Bilderrahmenhändlern, Holz- und Eisenwarenläden, Geschäften für Elektrowaren und Klempnerbedarf hindurch, die nach und nach Boutiquen, Juwelieren und Lebensmittelgeschäften Platz machten. Am breiten Eingang zum Markt mussten wir stehen bleiben, weil mehrere schwere Laster sich in das Verkehrsgetümmel auf der Hauptstraße einfädelten.

»Hör mal«, sagte Naveen, während wir warteten. »Du hast recht – Vikram redet zu viel. Aber das bleibt bei mir. Ich werde niemals mit jemandem außer dir darüber sprechen. Niemals. Und solltest du mich mal brauchen – hey, Mann, dann bin ich für dich da. Das wollte ich dir nur sagen. Für Aslan und weil du ihm geholfen hast, wenn du es schon nicht für dich selbst annehmen willst.«

Nicht zum ersten Mal blickte ich aus der roten Wüste des Exils, in die sich mein Leben verwandelt hatte, in Augen, in denen das Wort *Flucht* Flammen zum Lodern brachte. In meinen Jahren der Flucht fand ich manchmal Freundschaft im gemeinsamen Lied der Rebellion – in Treue, die andere mir zuteilwerden ließen, weil sie meinen Ausbruch aus dem System guthießen.

Sie wollten, dass ich frei sein konnte, nicht zuletzt damit überhaupt *irgendjemand* entkommen und in Freiheit leben konnte. Ich lächelte Naveen an. Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, dass ich mich meinem inneren Fluss anvertraute.

»Freut mich, dich kennenzulernen«, sagte ich und hielt ihm die Hand hin. »Ich bin Lin. Und ich bin kein Doktor im Slum.«

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite«, erwiderte Naveen und schüttelte mir die Hand. »Ich bin Naveen, und vielen Dank. Es ist immer gut zu wissen, wer kein Doktor im Slum ist.«

»Und wer nicht bei der Polizei ist«, fügte ich hinzu. »Was hältst du von einem Drink?«

»Hätte nichts dagegen«, antwortete Naveen erfreut.

In diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass jemand zu dicht hinter mir stand, und fuhr abrupt herum.

»Nur die Ruhe!«, protestierte Zwilling-George. »Schöne bitte mein Hemd, Meister! Das ist die Hälfte meiner gesamten Garderobe, solltest du wissen!«

Ich spürte die Knochen in seinem dünnen Körper, als ich Zwilling-George losließ.

»Tut mir leid, Mann«, sagte ich und strich sein Hemd glatt. »Aber du solltest dich auch nicht so anschleichen. Müsstest du doch besser wissen, Zwilling. Das gibt eines Tages Tränen.«

»Hast recht, Meister«, sagte Zwilling entschuldigend und blickte nervös um sich. »Ich hab 'n kleines Problem, weißt du.«

Ich griff in meine Tasche, aber Zwilling packte mich am Arm.

»Nicht so ein Problem, Meister. Na ja, um ehrlich zu sein, das ist schon auch ein Problem, aber weißt du, keine Kohle zu haben ist so ein Dauerproblem, dass es schon zu einer Art *metakultureller Aussage* geworden ist, einem tristen, aber faszinierenden Soundtrack der Armut, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nee, Mann, versteh ich nicht«, erwiderte ich und reichte ihm Geld. »Was ist denn nun das Problem?«

»Kannst du bitte warten? Ich hol rasch Skorpion.«

»Klar.«

Zwilling schaute nach links und rechts.

»Du wartest auch bestimmt?«

Ich nickte, und er huschte an einem Stand vorbei, der kleine Marmorstatuetten von Gottheiten verkaufte.

»Was dagegen, wenn ich hierbleibe?«, fragte Naveen.

»Gar nicht«, antwortete ich. »Bei Zwilling und Skorpion ist kein Ge-

heimnis sicher außer ihren eigenen. Die könnten einen eigenen Radio-sender betreiben. Ich würd ihn mir auch anhören.«

Kurz darauf erschien Zwilling, im Schlepptau den widerstrebenden Skorpion.

Die Sternzeichen-Georges waren ein unzertrennliches Gespann von Straßenstreunern. Der eine George kam aus Süd-London, der andere aus Kanada. Beide waren mäßig abhängig von sieben Drogen und komplett abhängig voneinander. Sie nächtigten im halbwegs komfortablen Eingang eines Lagerhauses und verdienten ihren Lebensunterhalt, indem sie Nachrichten überbrachten, für Ausländer Drogenkäufe vermittelten und gelegentlich Informationen an Gangster verhökerten.

Sie zankten und stritten vom Aufwachen bis zum Einschlafen, aber sie liebten einander, und ihre Freundschaft war so unzerstörbar, dass jeder, der die Sternzeichen-Georges kannte, sie deshalb unweigerlich gern hatte: Zwilling-George aus London und Skorpion-George aus Kanada.

»'tschuldige, Lin«, murmelte Skorpion, als Zwilling ihn zu mir zerzte. »Ich war sozusagen im Untergrund. Es gibt Ärger mit der CIA. Du hast bestimmt davon gehört.«

»Mit der CIA? Kann ich nicht behaupten, nein. Aber ich war auch in Goa. Was ist los?«

»Da läuft so ein Typ durch die Gegend«, sagte Zwilling, während sein größerer Freund eifrig nickte. »Schneeweiße Haare, ist aber noch gar nicht alt. Dunkelblauer Anzug und Krawatte, sieht aus wie ein Geschäftsmann ...«

»Oder einer von der CIA«, raunte Skorpion.

»Du bist doch bescheuert, Skorpion!«, meckerte Zwilling. »Was soll denn die CIA von jemandem wie *uns* wollen?«

»Die haben diese Maschinen, mit denen sie unsere Gedanken lesen können«, flüsterte Skorpion. »Sogar durch Wände.«

»Wenn sie Gedanken lesen können, brauchst du auch nicht zu flüstern, oder?«, versetzte Zwilling.

»Vielleicht haben sie uns schon darauf programmiert zu flüstern, während sie unsere Gedanken lesen.«

»Wenn die deine *Gedanken* lesen, werden sie schreiend durch die Straßen rennen, du dämlicher Idiot. Ist ja schon ein Wunder, dass *ich* nicht schreiend durch die Straßen renn und so.«

Es gab keine verlässliche Vorlage, um abzusehen, in welche Richtungen eine Streiterei der Sternzeichen-Georges mäandern und wie lange das dauern würde. Meist hörte ich mir diesen Zirkus gerne an. Aber nicht immer.

»Erzähl mir mehr über den weißhaarigen Typen im Anzug«, forderte ich Zwilling auf.

»Wir haben keine Ahnung, wer der ist, Lin«, sagte Zwilling, nachdem er sich abgeregt hatte. »Aber seit zwei Tagen fragt er im Leopold's und an anderen Stellen nach Skorpion.«

»Er ist von der CIA«, wiederholte Skorpion und hielt Ausschau nach Fluchtwegen.

Zwilling sah mich mit einer Miene an, die besagte: *Womit hab ich das verdient?* Dann holte er tief Luft. Er versuchte sich in Geduld zu fassen. Es nützte nichts.

»Wenn der von der CIA ist und unsere Gedanken lesen kann«, knurrte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »würde er doch wohl kaum rumrennen und nach uns *fragen*, oder? Sondern er würde auf uns zumarschieren, uns auf die Schulter tippen und sagen: ›Hey, alter Junge, wir haben mit unserer Gedankenlesemaschine grade deine Gedanken gelesen, und wir müssen nicht durch die Gegend laufen und nach dir fragen oder dich verfolgen, wir haben nämlich Maschinen zum Gedankenlesen, weil wir von der Scheiß-CIA sind.‹ Meinst du nicht, es würde so laufen? Ja oder nein?«

»Na ja ...«

»Kennt der Mann eure Namen?«, fragte Naveen ernsthaft. »Und fragt er nach euch beiden oder nur nach Skorpion?«

Die beiden starrten Naveen an.

»Das ist Naveen Adair«, erklärte ich. »Er ist Privatdetektiv.«

Ein Schweigen entstand.

»Heiliger Strohsack«, murmelte Zwilling. »Find ich nicht sehr privat, wenn man das hier im Markt rausposaunt. Wohl eher ein Öffentlichkeitsdetektiv, wie?«

Naveen lachte. »Ihr habt meine Fragen nicht beantwortet.«

Wieder schwiegen die beiden.

»Was für eine ... *Art* von Detektiv ist der denn?«, fragte Skorpion dann misstrauisch.

»Er ist *Privatdetektiv*«, antwortete ich. »So was wie ein Priester, nur dass er bezahlt wird. Beantworte die Fragen, Skorpion.«

»Also weißt du«, sagte Skorpion und betrachtete Naveen sinnend. »Wenn ich es mir recht überlege, hat er nur nach *mir* gefragt, nicht nach Zwilling.«

»Wo wohnt er?«, fragte Naveen.

»Wissen wir noch nicht«, antwortete Zwilling. »Zuerst haben wir es nicht so ernst genommen. Aber jetzt geht das schon zwei Tage so. Wird allmählich ein bisschen bedrohlich für Skorpion, und der fühlt sich auch so schon bedroht genug, wenn ihr versteht, was ich meine. Einer der Straßensjungs bleibt dem weißhaarigen Typen heute auf den Fersen. Wir werden bald wissen, wo er wohnt.«

»Wenn ihr wollt, nehme ich mich der Sache an«, sagte Naveen leise.

Zwilling und Skorpion blickten mich fragend an. Ich zuckte die Achseln.

»Ja«, sagte Skorpion dann rasch. »Verdammt gerne. Bitte bring in Erfahrung, wer dieser Kerl ist.«

»Wir müssen der Sache auf den Grund gehen«, fügte Zwilling aufgeregt hinzu. »Skorpion hat mich schon so verrückt gemacht, dass ich mir heute früh beim Aufwachen selbst den Hals zugedrückt hab. Ist ein übles Schlamassel, wenn es so weit kommt, dass man sich im Schlaf selbst erwürgt.«

»Was sollen wir tun?«, fragte Skorpion.

»Lasst euch so wenig wie möglich blicken«, riet Naveen. »Wenn ihr erfahren habt, wo der Typ wohnt, sagt es Lin. Oder hinterlasst eine Nachricht für mich im Natraj Building an der Merewether. Naveen Adair mein Name.«

Die Sternzeichen-Georges warfen sich einen Blick zu und sahen dann mich und Naveen an.

»Klingt nach einem guten Plan«, sagte ich und schüttelte Zwilling die Hand.

Das Geld, das ich ihm gegeben hatte, reichte aus für mindestens zwei Lieblingsdrogen der beiden, ein paar angenehme Tage in einem wüsten Hotel, saubere Kleider von ihrem häufig unbezahlten Wäschemann und diverse Portionen der bengalischen Süßigkeiten, die beide Georges liebten.

Die zwei tauchten im Gewühl der Straße ab. Skorpion machte sich ein bisschen kleiner, damit er nicht höher aufragte als der Londoner George.

»Was meinst du?«, fragte ich Naveen.

»Riecht nach Anwalt«, antwortete der junge Detektiv bedächtig. »Ich strecke mal die Fühler aus. Kann aber keine Erfolge garantieren. Ich bin Amateur, vergiss das nicht.«

»Amateur ist jeder, der nicht gelernt hat, wie man es *nicht* macht.«

»Nicht übel. Zitat?«

»Ja.«

»Vom wem?«

»Von einer Frau, die ich kenne. Wieso fragst du?«

»Kann ich sie treffen?«

»Nein.«

»Bitte.«

»Wieso willst du dauernd Leute treffen, die man nicht leicht treffen kann?«

»Es ist von Karla, oder? Amateur ist jeder, der nicht gelernt hat, wie man es *nicht* macht. Find ich gut.«

Ich blieb stehen, dicht neben Naveen.

»Wir müssen was klären. Du sprichst nicht mehr über Karla in meiner Gegenwart.«

»Geht klar«, erwiderte Naveen mit gelassenem Lächeln.

»Freut mich, dass wir uns verstehen. Wir hatten beide nichts gegen einen Drink einzuwenden, weißt du noch?«

Der Geruch von Bier und Curry hüllte uns ein, als wir in die Höhle des Leopold's traten. Es war Spätnachmittag, die Ruhe vor dem Sturm, bevor Touristen, Drogendealer, Schwarzmarkthändler, Gauner aller Art, Schauspieler und Studenten beiderlei Geschlechts, Gangster und brave Mädchen mit einer Schwäche für böse Buben durch die breiten Torbögen drängten, um wild zu debattieren, zu essen, zu bechern und ihre Seele aufs Spiel zu setzen beim trunkenen Roulette an den dreißig Tischen.

Um diese Zeit hielt sich Didier am liebsten im Leopold's auf, das quasi sein zweites Zuhause war. Auch jetzt saß er alleine an seinem Stammplatz an der hinteren Wand mit Blick auf alle drei Eingänge und las eine Zeitung, die er auf Armeslänge von sich weg hielt.

»Was zum Henker, Didier! Eine Zeitung! Du kannst den Leuten doch nicht ohne Vorwarnung so einen Schock versetzen!«

Ich wandte mich dem hinter mir herumlungernenden Kellner zu, der von allen schlicht Sweetie genannt wurde. Sein rosa Namensschild hing schief an seiner Jacke. »Was ist los mit dir, Sweetie? Du hättest ein Warnschild oder so was raushängen sollen.«

»Du kannst mich mal. Und zwar kreuzweise«, erwiderte Sweetie und beförderte ein Streichholz mit der Zunge vom einen in den anderen Mundwinkel.

Didier ließ die Zeitung fallen, sprang auf und umarmte mich.

»Die Sonne steht dir gut zu Gesicht!«, rief er aus, schob mich ein Stück von sich weg und betrachtete mich forschend. »Du siehst aus wie der Strohmann. Heißt das so? Nicht der Star im Film, sondern der, der immer Dresche einsteckt.«

»Du meinst das Double oder den Stuntman. Darf ich dir einen weiteren Stuntman vorstellen: Das ist Naveen Adair.«

»Ah, der Detektiv!«, sagte Didier, schüttelte Naveen herzlich die Hand und musterte den großen, durchtrainierten jungen Mann mit Profiblick. »Ich hab schon viel von dir gehört. Durch meine Journalistenfreundin Kavita Singh.«

»Über dich hat sie auch schon viel geschrieben«, erwiderte Naveen lächelnd. »Und es ist mir eine Ehre, den Mann aus den Reportagen kennenzulernen, wenn ich das mal so sagen darf.«

»Welch exzellente Manieren, das hätte ich nicht erwartet«, sagte Didier rasch, wies auf die Plätze an seinem Tisch und winkte Sweetie zu sich. »Was möchtet ihr? Bier? Sweetie! Drei eiskalte Bier, bitte!«

»Du kannst mich mal«, knurrte Sweetie und tappte mit Ich-hab-gleich-Feierabend-Schlurfen widerwillig gen Küche.

»Er ist ein abscheulicher Rohling«, bemerkte Didier, während er Sweetie nachsah. »Doch seltsamerweise behagt mir die Leichtigkeit seiner Trübsal.«

Wir setzten uns alle drei mit dem Rücken zur Wand, so dass wir die Tische und die drei Torbögen zur Straße im Auge behalten konnten. Didier ließ den Blick durch den Raum schweifen wie ein Schiffbrüchiger, der den Horizont absucht.

»Nun«, sagte er dann gedehnt und wies mit dem Kopf auf mich. »Das Goa-Abenteuer?«

Ich zog ein mit blauen Bändern umwickeltes Päckchen Briefe aus der Tasche und reichte es Didier. Er nahm es in Empfang und wog es einen Moment so sachte in den Händen, als wäre es ein verletzter Vogel.

»Musstest du ... musstest du ihn *verprügeln*, damit er sie rausrückte?«, fragte er, ohne den Blick von den Briefen zu wenden.

»Nein.«

»Ach«, seufzte Didier und schaute rasch auf.

»Hätte ich das tun sollen?«

»Nein, natürlich nicht.« Didier schniefte, um eine Träne zu vertreiben.

»Für so etwas würde Didier nicht bezahlen wollen.«

»Du hast mich gar nicht bezahlt.«

»Obwohl ich nichts bezahlt habe, bezahle ich doch. Nicht wahr, Naveen?«

»Ich habe keine Ahnung, was du meinst«, antwortete Naveen. »Deshalb pflichte ich allem bei.«

»Es ist nur so«, sagte Didier und seufzte erneut, »ich hätte gehofft, dass er sich vielleicht ein klitzekleines bisschen *gewehrt* hätte, um meine Liebesbriefe zu behalten. Als Zeichen seiner ... anhaltenden Zuneigung sozusagen.«

Das hassverzerrte Gesicht von Didiers einstigem Geliebten Gustavo trat mir vor Augen, als er, Didiers Geschlechtsorgane mit unflätigen Ausdrücken verwünschend, das Briefbündel in die Abfallgrube am Rückfenster seines Bungalows feuerte.

Ich musste Gustavos Ohr mit meinem Daumennagel durchbohren, damit der Bursche in die Grube stieg, die Briefe herausfischte, sie säuberte und mir aushändigte.

»Nein«, sagte ich. »Die Zuneigung ist weitergezogen.«

»Nun, ich danke dir jedenfalls, Lin«, murmelte Didier und legte die Briefe auf seinen Schoß, als das Bier eintraf. »Ich wäre ja selbst hingefahren, um mir die Briefe zu holen. Aber da war dieses kleine Hindernis, dass ich in Goa mit Haftbefehl gesucht werde.«

»Du musst das jetzt mal in den Griff kriegen mit diesen Haftbefehlen, Didier«, sagte ich. »Ich komm ja gar nicht mehr hinterher. Ich könnte allmählich ein Zimmer tapezieren mit meinen gefälschten Papieren für dich. Stresst mich enorm, dir dauernd eine reine Weste zu verschaffen.«

»Aber ich habe in ganz Indien nur vier Haftbefehle, Lin.«

»Nur vier?«

»Es waren schon mal neun. Ich bin wohl inzwischen ... *gemäßigt*«, seufzte Didier und kräuselte angewidert die Oberlippe.

»Das schadet dem Ruf«, warf Naveen ein.

»Ganz recht. Du bist ein sehr ... erfreulicher junger Mann. Hast du was übrig für Knarren?«

»Für Beziehungen taue ich nicht«, antwortete Naveen, leerte sein Bier und stand auf. »Nur die Knarre in meiner Hand gibt mir was.«

»Dazu könnte ich auch was beitragen«, sagte Didier und lachte.

»Glaub ich wohl«, erwiderte Naveen grinsend. »Lin, der Typ im Anzug, der die Georges verfolgt. Ich nehm mich der Sache an und erstatte dir dann hier Bericht.«

»Sieh dich vor. Wir wissen noch nicht, was es damit auf sich hat.«

»Kein Problem«, sagte er mit sorglosem Lächeln, in jugendlichem Glauben an Unsterblichkeit. »Ich geh dann mal. War mir eine Ehre und ein Vergnügen, Didier. Bis bald.«

Wir sahen ihm nach, als er hinaustrat in den Dunst des frühen Abends. Didier zog die Augenbrauen zusammen.

»Was?«, fragte ich.

»Nichts!«, antwortete er abwehrend.

»Was ist, Didier?«

»Ich sagte doch: nichts!«

»Ja, aber ich kenne diesen Blick.«

»Welchen Blick?«, erwiderte er so bockig, als hätte ich behauptet, er hätte meinen Drink geklaut.

Didier Levy war vielleicht Mitte vierzig. Der erste Pulverschnee des Winters stäubte weiße Wellen in Didiers dunkle Locken. Seine Augen leuchteten strahlend blau inmitten eines Geflechts roter Äderchen und ließen ihn bei ein und demselben Lächeln jung und verlebt zugleich wirken – ein schelmischer Bube im Körper eines verfallenden Mannes.

Didier trank zu jeder Tages- und Nachtzeit jede Art von Alkohol, kleidete sich wie ein Dandy, während andere Dandys längst vor der Hitze kapituliert hatten, rauchte perfekt gedrehte Joints aus einem edlen Etui, konnte in den meisten Verbrechen als Profi und in einigen als Meister bezeichnet werden und war offen schwul in einer Stadt, in der das noch immer ein Widerspruch in sich war.

Ich kannte ihn seit fünf Jahren, hatte Seite an Seite mit ihm gegen Feinde von innen und außen gekämpft. Er war mutig: ein Mann, der gegen jede Waffe antritt und niemals kneift, so übel die Lage auch sein mag.

Didier war auch authentisch. Er hatte den Punkt erreicht, an dem es uns gelingt, wir selbst zu sein, weil wir frei wählen können, wer wir sein wollen. Ich hatte verlorene Lieben ebenso mit ihm durchgemacht wie verstörendes Verlangen und unser beider erschütternde Erkenntnisse. Und ich hatte genügend dieser langen, einsamen Wolfsnächte mit ihm durchlebt, um ihn zu lieben.

»Dieser Blick«, insistierte ich. »Dieser Blick, der ausdrückt, dass du was weißt, was die anderen auch wissen sollten. Der Blick, der ausdrückt: ›Ich hab's dir doch gesagt‹, obwohl du gar nichts gesagt hast. Also sag's mir, statt ›Ich hab's dir doch gesagt‹ zu sagen.«

Didiers grantige Miene verzog sich zu einem Grinsen, das zu einem herzhaften Lachen wurde.

»Es ist mehr ein ›Hätte ich das gewusst‹«, sagte er. »Dieser junge Mann gefällt mir ausnehmend gut. Besser, als ich erwartet hätte. Und besser, als gut ist, denn diesem Naveen Adair eilt ein gewisser Ruf voraus.«

»Wenn *wir* beide für unseren Ruf irgendwo Stimmen kriegen könnten, wären wir Präsidenten großer Staaten.«

»Stimmt. Aber mit dem Ruf dieses Jungen geht eine Warnung einher. Dem Weisen genügt ein Wort, sagt man das nicht so?«

»Genau. Ich hab mich aber immer schon gefragt, weshalb der Weise überhaupt ein Wort braucht.«

»Es heißt, dass dieser Naveen sehr gut mit seinen Fäusten umgehen kann. An seiner Universität war er Boxmeister, und er hätte wohl der beste Boxer von ganz Indien werden können. Seine Fäuste sind tödliche Waffen. Und ich habe gehört, dass er gerne provoziert und sie dann sehr schnell – und wohl des Öfteren auch *zu* schnell – zum Einsatz bringt.«

»Du bist auch nicht grade eine Niete im Provozieren, Didier. Und ich gerate auch recht schnell in Rage.«

»Vor diesem jungen Mann sind schon viele Männer in die Knie gegangen. Es ist nicht gut für einen jungen Menschen, so viel Unterwerfung zu erleben. Hinter diesem charmanten, jugenhaften Lächeln ist jede Menge Blut.«

»Hinter *deinem* charmanten Lächeln ist auch jede Menge Blut, mein Freund.«

»Danke.« Didier nahm das Kompliment mit einem Nicken entgegen, das seine ergrauenden Locken erzittern ließ. »Will nur sagen: Nach dem, was mir zu Ohren gekommen ist, würde ich es vorziehen, auf diesen jungen Burschen zu schießen, anstatt im Faustkampf gegen ihn anzutreten.«

»Dann kannst du ja von Glück sagen, dass du bewaffnet bist.«

»Ich meine es zur Abwechslung mal *ernst*, Lin. Und du weißt wohl, wie wenig Freude ich an Ernsthaftigkeit habe.«

»Ich merke es mir. Versprochen. Muss jetzt los.«

»Du lässt mich hier sitzen und *alleine* weitertrinken, um zu *ih*r nach Hause zu gehen?«, spöttelte Didier. »Und du glaubst, sie wartet da auf dich, nachdem du fast drei Wochen in Goa warst? Meinst du nicht, sie hat sich inzwischen anderweitig umgetan?«

»Ich liebe dich auch, Bruder«, erwiderte ich und drückte ihm die Hand.

Ich trat hinaus ins Gewühl und drehte mich noch einmal nach Didier um. Er winkte mir zum Abschied mit dem Bündel Liebesbriefe.

Das bremste mich. Viel zu oft hatte ich das Gefühl, Didier zurückzulassen. Was idiotisch war, und das wusste ich auch, denn Didier konnte man mit Fug und Recht als den autarksten Verbrecher der Stadt betrachten. Er war einer der letzten unabhängigen Gangster, einer, der den Mafia-Klans, den Bullen und den Straßengangs, die seine illegale Welt beherrschten, nichts schuldig war – nicht einmal Angst.

Aber von manchen Menschen, geliebten Menschen, fällt der Abschied immer schwer. Sie zurückzulassen fühlt sich an, als verliesse man sein Geburtsland.

Didier, mein alter Freund, Naveen, mein neuer Freund, und Bombay, meine Inselstadt, so lange sie mich duldeten – auf unterschiedliche Art waren wir alle gefährlich.

Der Mann, als der ich Jahre zuvor in Bombay eintraf, war damals ein Fremder in einem ihm fremden Dschungel. Der Mann, zu dem ich geworden war, blickte jetzt aus der Deckung seiner Dschungelstraße auf die neuen Fremden. Ich war zuhause hier, ich kannte mich aus. Und ich war wohl härter als damals, denn etwas in mir war verlorengegangen: etwas, das sich eigentlich dicht bei meinem Herzen befinden sollte.

Ich war aus dem Gefängnis entkommen, Didier war der Verfolgung

entkommen, Naveen war der Straße entkommen, und die Stadt im Süden war dem Meer entkommen und Stein für Stein von fleißigen Männern und Frauen in eine Insel verwandelt worden.

Ich winkte zurück, und Didier lächelte und berührte seine Stirn mit dem Bündel Briefe. Auch ich lächelte, und dann war alles gut; ich konnte weggehen.

Jedes Lächeln wäre ohne Zauber, jeder Abschied wäre bedeutungslos, jede gütige Geste wäre vergeblich, wenn wir nicht die Schönheit unserer Wahrheiten in uns trügen. Und das ist es, was uns Menschen ausmacht: dass wir im besten Falle verknüpft sind durch eine Wahrhaftigkeit der Liebe, die nur unserer Spezies eigen ist.

DRITTES KAPITEL

Es war nicht weit vom Leopold's zu meiner Wohnung. Ich ließ den Touristentrubel auf dem Causeway hinter mir, fuhr am Colaba Polizeirevier vorbei und weiter zu der Ecke, die jedem Taxifahrer von Bombay als »Electric House« bekannt ist.

Als ich in die von Bäumen überschattete Straße rechts vom Revier einbog, fiel mein Blick auf den Trakt mit den Arrestzellen, in denen ich auch schon eingessen hatte.

Rebellion tobte in mir, als ich die hohen vergitterten Fenster sah, und eine Welle von Erinnerungen brach sich Bahn: der Gestank der offenen Latrinen, Scharen von Männern, die um einen etwas weniger beschmutzten Platz beim Tor kämpften.

An der nächsten Ecke fuhr ich durchs Tor in den Innenhof des Beaumont-Villa-Gebäudes und parkte das Motorrad. Ich nickte dem Wachmann zu und sprintete die Treppe in den dritten Stock hinauf, immer drei Stufen auf einmal nehmend.

Nachdem ich ein paarmal an der Wohnungstür geklingelt hatte, schloss ich auf, marschierte durchs Wohnzimmer in die Küche, legte die Schlüssel und meine Tasche auf den Tisch. Als ich Lisa auch im Schlafzimmer nicht entdeckte, wanderte ich ins Wohnzimmer zurück.

»Hi, Süße«, rief ich mit amerikanischem Akzent. »Bin wieder zuhause!«

Hinter den flatternden Vorhängen an der Terrasse hörte ich ihr helles Lachen. Als ich den Stoff beiseiteschob, sah ich Lisa auf den Knien vor einem Mini-Garten, nicht größer als ein Koffer, die Hände in der Erde. Aufgeregt gurrende Tauben spazierten umher, pickten nach Krümeln und versuchten die Konkurrenten zu verscheuchen.

»Du machst dir so viel Mühe mit dem Gärtchen hier, Süße«, sagte ich, »und dann lässt du die Vögel darauf rumtrampeln.«

»Du verstehst das nicht«, erwiderte Lisa und sah mich mit ihren wasserblauen Augen an. »Ich hab den Garten angelegt, *damit* die Vögel kommen. Ich wollte vor allem die Vögel hier haben.«

»Du bist meine Vogelschar«, sagte ich, als sie aufstand und mich küsste.

»O super«, spottete sie. »Der Schriftsteller ist heimgekehrt.«

»Und freut sich enorm, dich zu sehen«, sagte ich lächelnd und zog sie Richtung Schlafzimmer.

»Meine Hände sind schmutzig!«, protestierte sie.

»Das will ich hoffen.«

»Nein, im Ernst jetzt«, sagte sie lachend und riss sich los. »Wir müssen duschen ...«

»Auch das will ich hoffen.«

»*Du* musst duschen«, insistierte sie und wich zurück, »und dich jetzt sofort umziehen.«

»Wieso das denn?«, wandte ich ein. »Kleidung find ich grade sehr überflüssig.«

»Doch, Kleidung ist nötig. Wir gehen nämlich aus.«

»Lisa, ich bin eben gerade zurückgekommen. Nach zwei Wochen.«

»Fast *drei* Wochen«, verbesserte sie mich. »Und wir können uns noch ausreichend begrüßen, bevor wir schlafen gehen. Das versprech ich dir.«

»Wieso hört sich ›begrüßen‹ grade so nach ›verabschieden‹ an?«

»Begrüßen ist immer der Beginn eines Abschieds. Los, mach dich nass.«

»Wohin gehen wir?«

»Wird dir gefallen.«

»Heißt so viel wie ich werd's scheußlich finden, oder?«

»Kunstgalerie.«

»Oh. Großartig.«

»Komm, sei kein Arsch«, sagte sie mit einem Lachen. »Diese Leute sind richtig gut. Die sind am Puls der Zeit, Lin. Wahrhafte Künstler mit Leib und Seele. Du wirst sie lieben, ganz sicher. Es ist eine total wichtige Ausstellung, und wenn wir uns nicht beeilen, kommen wir zu spät zur Vernissage. Ich freu mich sehr, dass du noch rechtzeitig zurückgekommen bist.«

Ich runzelte die Stirn.

»Ach, komm schon, Lin. Was kann denn wichtiger sein als Kunst?«

»Sex«, antwortete ich. »Essen. Mehr Sex.«

»Es gibt jede Menge Essen in der Galerie«, sagte sie und schob mich Richtung Dusche. »Und denk daran, wie dankbar *deine Vogelschar* sein wird, wenn wir zurückkommen von der Vernissage, zu der sie *unbedingt* mit dir hingehen möchte und die wir versäumen werden, wenn du nicht *auf der Stelle* unter die Dusche gehst!«

Als ich mir in der Duschkabine das Hemd über den Kopf zog, drehte Lisa hinter mir schon das Wasser auf. Es prasselte mir auf den Rücken und die Jeans, die ich noch nicht aufgemacht hatte.

»Hey!«, schrie ich. »Das ist meine beste Jeans!«

»Ja, und du trägst sie seit Wochen!«, rief Lisa, die inzwischen in die Küche gewandert war. »Heute Abend bitte die zweitbeste Jeans!«

»Und ich hab auch noch dein Geschenk hier!«, schrie ich. »In der Tasche dieser Jeans, die du grade klatschnass gemacht hast!«

Lisa erschien wieder in der Tür.

»Du hast ein Geschenk für mich?«, fragte sie.

»Na sicher.«

»Gut. Das ist lieb von dir. Ich guck's mir später an, ja?«

Sie verschwand wieder.

»Ja, ist gut!«, rief ich ihr nach. »Nach dem tollen Abend in der Galerie!«

Als ich mit Duschen fertig war, hörte ich Lisa einen Song aus einem Bollywood-Film trällern. Durch Zufall oder aber durch die Fügungen in den mysteriösen Spiralen der Liebe war es der gleiche Song, den ich kurz zuvor gesummt hatte, als ich mit Vikram und Naveen unterwegs war.

Und später, als Lisa und ich unsere Sachen zusammensuchten, sangen wir diesen Song gemeinsam.

Der Verkehr von Bombay ist ein System, das Akrobaten für kleine Elefanten erfunden haben müssen. Nach zwanzig Minuten mehr oder minder vergnüglicher Fahrt landeten wir in Cumballa Hill, einem Reichenviertel an einem der prominentesten Hügel von Süd-Bombay.

Ich stellte mein Motorrad auf einem Parkplatz gegenüber der angesagt umstrittenen Backbeat Gallery ab, am Anfang der Edelmeile Car-

michael Road. Kostspielige Importautos mit kostspieligen VIPs fuhren vor dem Eingang vor.

Drinnen bahnte sich Lisa einen Weg durch die Menschenmassen. In dem langgestreckten Raum drängten sich vermutlich an die dreihundert Leute, doppelt so viele, wie laut Brandschutzschild am Eingang hier erlaubt waren.

Wenn die Hitze zu stark ist, das brennende Gebäude verlassen.

Lisa sichtete eine ihrer Freundinnen und stellte uns vor. »Das ist Rosanna«, sagte Lisa.

Die eher kleine junge Frau, die dicht bei uns stand, trug ein ausladendes schnörkliges Kruzifix um den Hals. Die genagelten Füße des Heilands ruhten zwischen ihren Brüsten. »Und das ist Lin«, fuhr Lisa fort. »Er ist grade aus Goa zurückgekommen.«

»So lernen wir uns endlich kennen«, sagte Rosanna. Als sie die Hand hob und sich durch das kurz geschnittene stachlige Haar strich, streifte ihr Busen meine Brust.

Rosannas Akzent war amerikanisch, aber die Vokale klangen indisch.

»Was hat dich nach Goa geführt?«, fragte sie.

»Liebesbriefe und Rubine«, antwortete ich.

Rosanna warf einen raschen Seitenblick auf Lisa.

»Schau *mich* nicht an«, seufzte Lisa und zuckte die Achseln.

»Du bist ja unglaublich *schräg*, Mann!«, kreischte Rosanna mit einer Stimme, die mich an die Warnrufe von Papageien erinnerte. »Komm *mit!* Du musst Taj kennenlernen. Der steht total auf schräge Leute, *yaar*.«

Rosanna schlängelte sich durch die Menge und machte schließlich Halt bei einem großen jungen Mann, der ausgesprochen gut aussah. Parfümiertes Öl verlieh seinen schulterlangen Haaren einen besonderen Glanz. Er stand vor einer etwa drei Meter hohen Steinskulptur, die eine Art wildes männliches Wesen darstellte. ENKIDU stand auf einem Schild neben der Figur.

Der Künstler küsste Lisa auf die Wange und reichte mir die Hand. »Ich bin Taj«, sagte er lächelnd, und in seinem Blick lag unverhohlene Neugierde. »Du musst Lin sein. Lisa hat mir schon viel von dir erzählt.«

Ich drückte Taj die Hand, sah ihm forschend in die Augen und ließ den Blick dann zu der gewaltigen Skulptur wandern.

»Und, was denkst du?«, fragte Taj.

»Ich mag ihn«, antwortete ich. »Wenn der Boden in meiner Wohnung dicker und die Decke höher wäre, würde ich ihn kaufen.«

»Danke«, sagte Taj lachend und legte eine Hand auf die Brust des steinernen Kriegers. »Ich weiß eigentlich gar nicht, wer er ist. Ich hatte nur diese Eingebung – sah ihn plötzlich vor mir stehen. Mehr ist gar nicht dabei. Keine Metapher, keine psychologische Deutung oder so.«

»Goethe hat gesagt, alles sei Symbol.«

»Ziemlich gut«, erwiderte Taj lachend, und seine rindenbraunen Augen schimmerten lebhaft. »Kann ich das zitieren? Ich könnte es doch ausdrücken und neben meinen Freund hier stellen. Vielleicht kann ich ihn dann besser verkaufen.«

»Klar. Schriftsteller sterben erst dann, wenn sie nicht mehr zitiert werden.«

»Das genügt erst mal hier«, unterbrach uns Rosanna und nahm mich am Arm. »Schau dir jetzt meine Arbeiten an.«

Sie lotste Lisa und mich durch die rauchende, trinkende, lachende und palavernde Menschenmenge zur gegenüberliegenden Seite des Raums. Die Hälfte der langgestreckten Wand war in Augenhöhe mit Gipsreliefs bedeckt, die einen bronzefarbenen Anstrich hatten und eine fortlaufende Geschichte erzählten.

»Es geht um die Sapna-Morde«, rief Rosanna mir ins Ohr, um den Radau zu übertönen. »Weißt du noch? Vor ein paar Jahren? Dieser Verrückte, der Bediensteten einredete, sie sollten sich gegen ihre reichen Herren erheben und sie umbringen? Erinnerst du dich? Das ging damals durch die Presse.«

Ich erinnerte mich nicht nur an die Sapna-Morde, sondern kannte auch die Wahrheit hinter dieser Geschichte besser als Rosanna und die meisten Menschen in der Inselstadt. Langsam schritt ich an den Reliefs entlang und studierte die Darstellung der Ereignisse.

Mir wurde ganz anders dabei. In diesen Reliefs kamen Männer vor, die ich gekannt hatte. Männer, die getötet hatten und selbst getötet wurden und die nun als winzige Figuren im Fries einer Künstlerin verewigt waren.

Lisa zog mich am Ärmel.

»Was ist?«

»Lass uns in den grünen Raum gehen!«, schrie sie mir ins Ohr.

»Ja, okay. Ist gut.«

Rosanna drängte sich kreischend und johlend durch die Menschenmassen, und wir folgten ihr durch das Gestrüpp aus Küssen und ausgestreckten Armen in den hinteren Bereich der Galerie. Dort klopfte sie in einem bestimmten Rhythmus an eine Tür.

Als sich die Tür öffnete, schob Rosanna uns in einen schummrigen Raum, der nur durch rote Motorradlampen an dicken Kabeln beleuchtet war. An die zwanzig Leute saßen hier auf Stühlen, Sofas und am Boden, und es war wesentlich stiller als im Rest der Galerie.

Eine junge Frau, die einen Joint zwischen extrem langen, schlanken Fingern hielt, trat auf mich zu und fragte mit heiserem, intimmem Raunen: »Willst du gefickt werden?« Dann offerierte sie mir den Joint.

»Zu spät«, warf Lisa ein und nahm den Joint. »Das Schicksal war schneller, Anush.«

Lisa nahm einen Zug, gab den Joint zurück und sagte zu mir: »Das ist Anushka.«

Als ich Anushka die Hand reichte, umschlossen ihre langen Finger meine gesamte Handfläche.

»Sie ist Performance-Künstlerin«, fügte Lisa hinzu.

»Verstehe«, sagte ich.

Anushka beugte sich vor, umfasste meinen Hinterkopf mit einer Hand und küsste mich mit weichen Lippen auf den Hals.

»Sag Bescheid, wenn ich aufhören soll«, raunte sie.

Während sie meinen Hals küsste, wandte ich langsam den Kopf und sah Lisa an. »Weißt du, Lisa, du hattest recht. Ich mag deine Freunde. Und ich fühle mich tatsächlich wohl in der Galerie. Hatte ich wirklich nicht erwartet.«

»Okay«, sagte Lisa und zog Anushka von mir weg. »Die Show ist zu Ende.«

»Zugabe!«, startete ich einen Versuch.

»Gibt's nicht«, versetzte Lisa und bedeutete mir, dass ich mich neben einem Mann Anfang dreißig mit kahlrasiertem glänzendem Schädel auf den Boden setzen sollte. Der Typ trug einen orangeroten Kurta-Pyjama.

»Das ist Rish«, stellte Lisa den Mann vor. »Er hat die Ausstellung initiiert, und seine Arbeiten sind hier auch zu sehen. Rish, das ist Lin.«

»Hey, Mann«, sagte Rish und schüttelte mir die Hand. »Wie gefällt dir die Ausstellung?«

»Die Performance-Kunst ist überragend«, antwortete ich und hielt nach Anushka Ausschau, die gerade über das nächste Opfer herfiel.

Lisa schlug mich hart auf den Arm.

»War nur ein blöder Spruch«, sagte ich. »Alles sehr eindrucksvoll. Und ihr zieht eine Menge Publikum. Gratuliere.«

»Ich hoffe, die Leute sind auch in Kaufstimmung«, sagte Lisa.

»Wenn nicht, könnte Anushka sie doch überzeugen.«

Lisa schlug mich erneut auf den Arm.

»Oder Lisa könnte sie alle hauen«, schlug ich vor.

»Wir hatten Glück«, sagte Rish lächelnd und bot mir seinen Joint an.

»Nein, danke. Ich rauche nicht, wenn ich jemanden auf dem Motorrad habe. Wie war das mit dem Glück?«

»Um ein Haar hätte die Ausstellung gar nicht stattgefunden. Siehst du das Bild von Rama da drüben? Das orangefarbene?«

Das große, hauptsächlich in Orange gehaltene Gemälde hing neben der drei Meter hohen Skulptur von Enkidu. Ich hatte nicht gleich erkannt, dass die zentrale Figur auf dem Gemälde eine hinduistische Gottheit war.

»Die Moralpolizei dieser geisteskranken fanatischen Rechten«, erklärte Rish, »der sogenannte ›Spear of Karma‹, hat von dem Gemälde gehört und wollte die Ausstellung verhindern. Wir haben uns an Tajs Vater gewandt. Als prominenter Anwalt steht der mit dem Staatspräsidenten in Verbindung, und so haben wir per Gerichtsbeschluss die Erlaubnis für die Ausstellung bekommen.«

»Wer hat das Bild gemalt?«, fragte ich.

»Ich«, antwortete Rish. »Wieso?«

»Wieso wolltest du überhaupt eine Gottheit darstellen?«

»Willst du damit sagen, dass es Dinge gibt, die man nicht malen soll?«

»Ich frage dich, warum du dich dafür entschieden hast.«

»Um für die Freiheit der Kunst einzutreten«, antwortete Rish.

»Viva la revolución«, säuselte Anushka, setzte sich neben Rish und lehnte sich an ihn.

»Wessen Freiheit?«, fragte ich. »Deine oder deren Freiheit?«

»Die Freiheit vom Spear of Karma?«, knurrte Rosanna. »Das sind

doch alles irre faschistische Spinner. Die sind bedeutungslos. Eine Randgruppe, auf die keiner hört.«

»Leute vom Rand machen sich meist in ebender Mitte bemerkbar, von der sie ignoriert oder geächtet werden.«

»Was?«, fauchte Rosanna.

»Du hast recht, Lin«, pflichtete Rish mir bei. »Die waren sehr gewalttätig, zweifellos. Aber sie treiben meist in den ländlichen Gegenden und den Dörfern ihr Unwesen. Hier und da Priester verprügeln und Kirchen niederbrennen, das ist deren Handschrift. In Bombay werden sie niemals eine große Gefolgschaft haben.«

»Widerliche Scheiß-Fanatiker!« Ein bärtiger junger Mann in einem rosa Hemd spuckte hasserfüllt auf den Boden. »Das sind die dümmsten Menschen der Welt!«

»Ich finde, das kann man so nicht sagen«, wandte ich ein.

»Ich hab es aber gerade gesagt!«, konterte der Typ. »Und ich scheiß auf deine Meinung. Ich habe es gerade gesagt, also *kann* ich es sehr wohl sagen.«

»Verzeihung, ich meinte, dass die Aussage keinerlei *Wahrheitswert* hat. Selbstverständlich kannst du das sagen. Du kannst auch sagen, dass der Mond eine Diwali-Dekoration ist, aber auch das hätte keinerlei Wahrheitswert. Es kann nicht als Wahrheit gelten, wenn du behauptest, alle Menschen, die anderer Meinung sind als du, wären dumm.«

»Was sind sie dann?«, wollte Rish wissen.

»Ich vermute, du bist mit deren Denkweisen besser vertraut als ich.«

»Nein, wirklich, bitte sag mir deine Meinung«, insistierte Rish.

»Okay. Ich denke, dass diese Leute gläubig sind. Und nicht nur einfach gläubig, sondern *zutiefst* gläubig. Ich denke, sie sind in Gott verliebt, regelrecht besessen von ihm, und wenn ihr Gott ohne Glauben dargestellt wird, dann empfinden die das als Angriff auf ihren intensiven Glauben.«

»Willst du damit ausdrücken, dass meine Ausstellung verboten werden sollte?«, fragte Rish.

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Wer zum Teufel ist dieser Typ?«, fragte der bärtige Mann in die Runde.

»Bitte«, drängte Rish. »Erklär mir, was du *tatsächlich* gesagt hast.«

»Ich stehe für dein Recht auf Erschaffung und Präsentation von Kunst

ein. Aber ich denke, dass mit Rechten Verantwortung verbunden ist und dass wir als Künstler die Verantwortung haben, nicht im Namen der Kunst Menschen zu beleidigen oder zu verletzen. Im Namen der Wahrheit ist das etwas anderes. Oder im Namen von Gerechtigkeit und Freiheit. Nicht aber im Namen der Kunst.«

»Warum nicht?«

»Wir stehen in einer Tradition, wenn wir uns als Künstler verwirklichen, und sollten dem besten der Künstler vor uns verpflichtet sein. Das ist die Aufgabe.«

»Wer zum Teufel ist dieser Typ?«, fragte der bärtige junge Mann jetzt die roten Motorradlampen.

»Wenn diese Leute sich verletzt fühlen, ist das also *meine* Schuld?«, fragte Rish leise und ernsthaft.

Ich begann ihn zu mögen.

»Ich sag's noch mal«, forderte der bärtige junge Mann. »Wer zum Teufel *ist* dieser Typ?«

Den bärtigen jungen Mann konnte ich bereits jetzt nicht ausstehen.

»Ich bin der Typ«, antwortete ich ruhig, »der dein Vokabular zurecht-rütteln wird, wenn du mich noch mal in der dritten Person ansprichst.«

»Der ist Schriftsteller«, äußerte Anushka mit einem Gähnen. »Die debattieren, weil ...«

»Weil sie's können«, fiel Lisa ihr ins Wort und zog mich am Arm, damit ich aufstand. »Los, Lin. Wir gehen tanzen.«

Laute Musik dröhnte jetzt aus schweren am Boden festgeschraubten Boxen.

»Oh, diesen Song liebe ich!«, rief Anushka aus und zerrte an Rish. »Komm, tanz mit mir, Rish!«

Ich hielt Lisa im Arm und küsste sie auf den Hals. »Zieh du mal alleine los«, sagte ich lächelnd. »Tanz dir die Seele aus dem Leib. Ich möchte mir die Ausstellung noch mal in Ruhe anschauen. Wir sehen uns nachher draußen.«

Lisa küsste mich und verschwand im Tanzgetümmel. Ich drängte mich durch die Menge, widerstand der Versuchung, mich den Rhythmen hinzugeben.

Im Ausstellungsraum blieb ich vor den Gipsreliefs stehen, in denen die Geschichte der Sapna-Morde dargestellt sein sollte, und versuchte

herauszufinden, ob ich hier den Albtraum der Künstlerin vor mir sah oder meinen eigenen.

Ich hatte alles verloren, auch das Sorgerecht für meine Tochter, war blindlings in Heroinsucht und einen bewaffneten Raubüberfall getaumelt. Als ich verhaftet wurde, verurteilte man mich zu zehn Jahren Zwangsarbeit in einem Hochsicherheitsgefängnis.

Nun könnte ich berichten, dass ich in den ersten zweieinhalb Jahren dieser Haftstrafe geprügelt wurde. Ich könnte auch diverse andere Gründe anführen, warum ich aus diesem Irrsinn entkommen wollte. Aber ausschlaggebend war dann einfach, dass mir meine Freiheit eines Tages wichtiger war als mein Leben. An diesem Tag beschloss ich, nicht mehr gefangen sein zu wollen. *Nicht heute und nie wieder.* Ich flüchtete und wurde zum gesuchten Verbrecher.

Die Flucht führte mich von Australien über Neuseeland nach Indien. In sechs Monaten in einem entlegenen Dorf in Maharashtra erlernte ich die Sprache der Bauern. In achtzehn Monaten in einem städtischen Slum erlernte ich die Sprache der Straße.

In Bombay landete ich erneut im Gefängnis, wie es manchmal geschieht, wenn man auf der Flucht ist. Der Mann, der mich freikaufte, war ein Mafia-Boss, Khaderbhai. Er hatte Verwendung für mich. Er hatte Verwendung für viele Menschen. Und während ich für ihn arbeitete, ließ mich die Polizei von Bombay in Ruhe, und kein Knast offerierte mir Unterkunft.

Urkundenfälschung, Schmuggel, Schwarzmarktgeschäfte mit Gold, illegaler Devisenhandel, Schutzgeldbestechung, Bandenkriege, Afghanistan, Vendetta – mit meinem Leben für die Mafia vergingen Monate und Jahre. Was mir im Grunde gleichgültig war, da ich die Brücke zu meiner Vergangenheit, zu Familie und Freunden, meinem Namen und meinem Herkunftsland und meiner Identität bereits zuvor verloren hatte. In gewisser Weise glich ich den Toten, die durch Rosannas bronzefarbenes Fries geisterten.

Ich verließ die Galerie. Das Gedränge draußen hatte nachgelassen, und ich setzte mich auf der anderen Straßenseite, gegenüber vom Eingang, auf mein Motorrad.

In der Nähe hatte sich eine kleinere Menschenmenge versammelt. Die Leute kamen hauptsächlich aus den Dienstbotenunterkünften in den

umliegenden Straßen und hatten sich hier eingefunden, um die teuren Autos und die eleganten Besucher der Ausstellung zu bewundern.

Ich hörte, wie sich die Schaulustigen auf Marathi und Hindi begeistert und bewundernd über die Autos, den Schmuck, die Kleider ausließen. Nirgendwo klang Missgunst oder Kritik an. Das Leben dieser Menschen war von Angst und Entbehrungen geprägt, all jenen Mühen, die sich in dem kleinen Wort *Armut* verbergen, doch sie bestaunten mit unschuldiger, neidloser Freude Seide und Geschmeide der reichen Gäste.

Als ein bekannter Industrieller und seine Frau, ein Filmstar, aus der Galerie traten, war bewunderndes Seufzen von der Menge zu hören. Die Schauspielerin trug einen mit Juwelen besetzten weißgelben Sari. Ich betrachtete die Leute, die entzückt lächelten und so begeisterte Kommentare von sich gaben, als wäre die Frau eine Nachbarin von ihnen. In diesem Augenblick fielen mir drei Männer auf, die ein Stück abseits standen.

Ihre Mienen waren steinern, ihre Blicke grimmig. So viel Feindseligkeit lag in den dunklen Augen, dass ich sie förmlich auf der Haut fühlte wie feinen Regen.

Und als hätten die drei gespürt, dass sie bemerkt worden waren, richteten sie gleichzeitig den Blick auf mich und starrten mich mit unverhohlenem Hass an. Ich hielt dem Blick stand, während die vergnügte Menge raunte und entzückt palaverte, als neue Limousinen vorfuhren und Blitzlichter aufflammten.

Ich dachte an Lisa, die noch in der Galerie war. Die Männer starrten mich finster an, und meine Hände bewegten sich langsam zu meinen beiden Messern, die ich in Segeltuchscheiden im Nacken trug.

»Hey!« Rosanna schlug mir von hinten auf die Schulter.

Eine Hand schoss reflexartig nach hinten und packte ihr Handgelenk, mit der anderen stieß ich Rosanna weg von mir.

»Whoa! Was soll das!« Sie starrte mich verblüfft an.

»Entschuldige.« Ich ließ sie los und hielt rasch nach den hasserfüllten Männern Ausschau, aber sie waren nirgendwo mehr zu sehen.

»Alles okay mit dir?«, fragte Rosanna.

»Ja.« Ich wandte mich ihr zu. »Na klar. Tut mir leid. Ist das da drin allmählich zu Ende?«

»Demnächst«, antwortete sie. »Wenn die Promis verschwunden sind,

wird das Licht ausgemacht. Lisa meint, du würdest Goa nicht mögen. Wieso nicht? Ich komme von da, weißt du.«

»Habe ich mir beinahe gedacht.«

»Also, was hast du gegen Goa?«

»Nichts. Es ist nur so, dass ich jedes Mal für irgendwen dort die Kartoffeln aus dem Feuer holen muss.«

»Das ist aber nicht *mein* Goa«, konterte sie.

Das war nicht aggressiv gemeint, nur eine simple Feststellung. »Klar.« Ich lächelte. »Und Goa ist groß. Ich kenne nur ein paar Orte und Strände.«

Rosanna betrachtete mich forschend.

»Was sagtest du vorhin?«, fragte sie. »Rubine und *was*?«

»Rubine und Liebesbriefe.«

»Aber du warst doch nicht nur deshalb in Goa, oder?«

»Doch«, log ich.

»Trefte ich ins Schwarze, wenn ich sage, dass du wegen Schwarzmarktgeschäften dort warst?«

Ich hatte in Goa zehn Handfeuerwaffen abgeholt und sie bei meinem Mafia-Kontakt abgeliefert, bevor ich Vikram aufstößerte, um ihm den Schmuck seiner Mutter auszuhändigen. Rosanna hatte durchaus ins Schwarze getroffen.

»Hör mal, Rosanna ...«

»Hast du dir mal überlegt, dass *du* hier der Stein des Anstoßes bist? Dass es Leute wie *du* sind, die nach Indien kommen und Probleme verursachen, die wir hier nicht brauchen?«

»Hier gab es jede Menge Probleme, bevor ich herkam, und es werden noch jede Menge übrig sein, wenn ich weg bin.«

»Wir reden über *dich*, nicht über Indien.«

Sie hatte recht; die beiden Messer in meinem Nacken bestätigten das.

»Stimmt schon«, sagte ich.

»Du gibst mir recht?«

»Ja. Tue ich. Ich Sorge für Probleme, stimmt. Aber du tust das gerade auch, wenn ich das mal so sagen darf.«

»Lisa braucht keine Probleme«, sagte Rosanna und starrte mich mit gerunzelter Stirn an.

»Nein«, erwiderte ich gelassen. »Probleme braucht niemand.«

Sie betrachtete mich weiter prüfend. Ihre braunen Augen schienen nach irgendetwas Ausschau zu halten. Schließlich lachte sie, wandte den Blick ab und strich sich mit ihrer ringgeschmückten Hand durch die kurzen Stachelhaare.

»Wie lange läuft die Ausstellung?«, fragte ich.

»Geplant ist eine weitere Woche«, antwortete Rosanna und schaute zu den letzten Gästen hinüber, die aus der Galerie traten. »Wenn diese Irren uns den Laden nicht dichtmachen jedenfalls.«

»An eurer Stelle würde ich in ein paar Sicherheitsleute investieren. Holt euch doch ein paar fitte, bedrohliche Türsteher. Ihr könnt auch welche von den Fünf-Sterne-Hotels abziehen. Einige von diesen Typen sind richtig gut. Und diejenigen, die es nicht sind, sehen immer noch bedrohlich genug aus.«

»Weißt du was über die Ausstellung?«

»Nicht viel, aber ich habe hier vorhin ein paar Männer rumstehen sehen, die sehr unzufrieden aussahen. Ich glaube, sie waren sehr unzufrieden mit eurer Ausstellung.«

»Ich *hasse* diese Scheiß-Fanatiker«, fauchte Rosanna.

»Das beruht wohl auf Gegenseitigkeit.«

Ich blickte zur Galerie hinüber, und als ich Lisa entdeckte, die gerade Rish und Taj zum Abschied auf die Wangen küsste, stieg ich aufs Motorrad und trat den Kickstarter durch. Grollend erwachte die Maschine zum Leben und brummte und tuckerte dann gelassen vor sich hin. Lisa kam angelaufen, umarmte Rosanna und setzte sich hinter mich.

»*Phir milenge*«, sagte ich. *Wiedersehen.*

»Wer weiß«, erwiderte sie.

Ich fuhr den langen Abhang zum Meer hinunter. Als wir an einer Ampel warteten, hielt ein schwarzer Lieferwagen neben uns, und als ich hinüberschaute, sah ich die Männer mit den hasserfüllten Blicken, die erregt zu debattieren schienen.

Als die Ampel umsprang, wartete ich ab, bis die Typen losgefahren waren. Am Heckfenster des Wagens klebten Sticker mit politischen Parolen und religiösen Symbolen. An der nächsten Ecke bog ich von der Hauptstraße ab und fuhr auf Schleichwegen nach Hause, besorgt und bedrückt wegen der Veränderungen, die ich in der Stadt wahrnahm. Rosannas bronzefarbene Reliefs erzählten eine brutale Geschichte aus

Bombay, aber die Wahrheit und die politischen Verwerfungen des religiösen Fanatismus waren noch weitaus brutaler. Die Gewalttaten der Vergangenheit waren nur Sand unter der neuen Woge, die über die Strände der Inselstadt hereinbrach. Gewaltbereite Eiferer, die mit Schlagstöcken fuchtelten, gab es zuhauf, und Mafia-Klans von zwanzig oder dreißig Männern waren auf Hundertschaften angewachsen. Wir sind immer auch das, was wir fürchten. Und viele Menschen in der Stadt fürchteten ruchlose Rache.

VIERTES KAPITEL

Gemächlich gondelte ich zum geschwungenen Bogen des Marine Drive, folgte dieser Kette aus glitzernden Lichtern an den sanften Wassern der Bucht. Unter den ersten Sternen, die sich im Ozean spiegelten, begannen Lisa und ich wieder zu reden, und wir unterhielten uns immer noch, als ich auf den überdachten Parkplatz unseres Apartmenthauses fuhr, vorbei am Wachmann, der uns grüßte.

»Geh schon hoch«, sagte ich zu Lisa. »Ich wisch das Motorrad noch sauber.«

»Jetzt?«

»Ja, jetzt. Bin gleich oben.«

Als ich Lisas Schritte auf der Marmortreppe hörte, drehte ich mich zu dem Wachmann um, nickte ihm zu und wies mit dem Finger in Lisas Richtung. Er eilte ihr nach, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Als ich hörte, wie Lisa die Tür aufschloss und dem Wachmann eine gute Nacht wünschte, eilte ich durchs Seitentor auf den Fußweg neben der Hecke, die als Abgrenzung zum Parkplatz diente.

Im Vorbeifahren hatte ich eine Gestalt gesehen, die sich hinter der hohen Hecke duckte. Jemand versteckte sich dort.

Ich zog eines meiner Messer und näherte mich lautlos der Stelle nahe dem Tor, an der ich die Gestalt gesichtet hatte. Ein Mann trat hinter der Hecke hervor, mit dem Rücken zu mir, und steuerte auf den Parkplatz zu.

Skorpion-George.

»Lin!«, hörte ich ihn flüstern. »Bist du noch da, Lin?«

»Was zum Teufel treibst du hier, Skorpion?«, fragte ich hinter ihm, und er sprang vor Schreck in die Luft.

»Mann, Lin! Du hast mich fast zu Tode erschreckt!«

Ich starrte ihn mit gerunzelter Stirn an, auf eine Erklärung wartend.

Das Friedensabkommen, das seit dem letzten großen Krieg zwischen den Mafia-Klans in Süd-Bombay eingehalten worden war, zerbrach jetzt. Junge Männer, die nicht in diesem Krieg gekämpft hatten und sich dem Abkommen nicht verpflichtet fühlten, bekämpften einander und brachen jene Regeln, die mit dem Blut besserer Männer geschrieben worden waren. Auch in unserer Wohngegend hatte es Kämpfe zwischen rivalisierenden Klans gegeben. Ich war unentwegt wachsam und auf der Hut, und es machte mich wütend, dass ich um ein Haar einem Freund etwas angetan hätte.

»Ich hab euch doch mal klargemacht, dass es gefährlich ist, sich so anzuschleichen«, sagte ich.

»Ja ... tut mir leid ...«, stotterte Skorpion und blickte ängstlich um sich. »Es ist nur, weil ... weil ...«

Er wirkte so verstört, dass er kaum sprechen konnte, und ich hielt Ausschau nach einem Fleck, wo ich in Ruhe mit ihm reden konnte.

Auf dem Parkplatz durfte ich mich mit Skorpion nicht sehen lassen. Er lebte auf der Straße und schlief in Hauseingängen, und wenn Bewohner des Gebäudes ihn sehen würden, gäbe es Beschwerden. Mir hätten die nichts ausgemacht, aber ich wusste, dass der Wachmann dann seinen Job verlieren würde.

Ich nahm Skorpion am Arm und führte den großen, dünnen Kanadier über die Straße zu einer kollabierten Steinmauer, die komplett im Schatten lag. Dort ließen wir uns nieder, geschützt von der Dunkelheit, und ich zündete einen Joint an und reichte ihn Skorpion.

»Was ist los, Skorp?«

»Dieser Typ«, begann Skorpion und sog tief den Rauch ein. »Dieser Typ im dunklen Anzug, von der CIA. Der treibt mich zum Irrsinn, Mann! Ich kann keine Geschäfte mehr machen auf der Straße, kann nicht mehr mit Touristen reden. Ich seh den Kerl schon ständig im Geiste vor mir, wie er überall rumfragt nach mir. Hat dein Detektivtyp, dieser Naveen, schon irgendwas rausgekriegt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Einer der Straßensjungs hat ihn bis nach Bandra raus verfolgt«, berichtete Skorpion, »aber dann hatte der Junge kein Taxigeld mehr und hat den Typen verloren. Von deinem Naveen hab ich noch nichts gehört. Ich dachte, du weißt vielleicht schon was.«

»Nee. Auch noch nichts.«

»Ich hab Angst, Lin«, murmelte Skorpion und schauderte. »Die Straßenjungs haben ihn gecheckt. Nichts. Er kauft keine Drogen, und er trinkt nicht, nicht mal Bier. Will auch keine Mädchen.«

»Wir kriegen das schon geregelt, Skorp. Mach dir keine Sorgen.«

»Das ist so unheimlich.« Skorpion runzelte die Stirn. »Ich verlier noch den Verstand, weißt du?«

Ich zog ein Bündel Hundert-Rupien-Scheine aus der Tasche und reichte es ihm. Skorpion nahm es zuerst zögernd in Empfang, ließ es dann aber in einer Innentasche seines Hemds verschwinden.

»Danke, Lin«, sagte er und blickte auf. »Ich hab hier auf dich gewartet, weil ich dich bitten wollte, mir auszuhelfen, weil ich auf der Straße nichts verdienen konnte. Der Wachmann sagte mir, dass du nicht zuhause bist. Aber dann hab ich dich mit Lisa gesehen und wollte dich nicht in ihrem Beisein um Geld bitten. Sie hat so eine hohe Meinung von mir.«

»Wir alle brauchen manchmal Geld. Und Lisa hat immer eine hohe Meinung von dir, ob du nun Geld brauchst oder nicht.«

In seinen Augen standen plötzlich Tränen, die ich nicht sehen wollte.

»Hör mal zu. Du und Zwilling«, sagte ich und zog Skorpion wieder auf die Straße raus. »Ihr beide kauft euch jetzt ein paar Vorräte und ein bisschen Dope und nehmt euch ein Zimmer im Frantic. Taucht da für ein paar Tage ab. Wir kriegen raus, wer der Typ ist, und kümmern uns darum, okay?«

»Okay«, murmelte Skorpion und schüttelte mir zittrig die Hand. »Du meinst, das Frantic ist ziemlich sicher, oder?«

»Es ist das einzige Hotel, in dem ihr mit eurem Lebensstil aufgenommen werdet, Skorp.«

»Ach so ... ja ...«

»Dieser geheimnisvolle Unbekannte wird da nicht weiter kommen als bis zur Rezeption. Nicht im blauen Anzug. Haltet euch bedeckt, dann seid ihr im Frantic sicher, bis wir Klarheit haben über diese Sache.«

»Ist gut. Ist gut.«

Er zog los, duckte sich unter Zweigen hindurch, die aus der Hecke herauswuchsen. Ich beobachtete, wie Skorpion den typischen nächtlichen Gehstil von Straßentypen praktizierte: lässig schlendern im Licht – die Unschuld in Person –, dann hastig eilen im Schatten.

Ich steckte dem Wachmann, der zu mir getreten war, einen Zwanzig-Rupien-Schein zu und stieg die Marmortreppe rauf.

»Aber wer ist denn dieser Typ nun?«, fragte Lisa, als ich aus der Dusche kam. »Was will der von den Georges?«

»Keine Ahnung. Naveen Adair, der Detektiv, von dem ich dir erzählt habe? Der meint, es sei ein Anwalt. Könnte auch hinkommen. Naveen ist ein schlaues Kid. So oder so – wir werden's rauskriegen.«

Nach dem Abtrocknen legte ich mich zu Lisa aufs Bett. Mein Kopf ruhte auf ihrer Brust, bewegt von ihrem seidigen Atem. Aus dieser Position hatte ich Aussicht auf ihren nackten Körper, bis zu den Zehenspitzen.

»Rosanna mag dich«, sagte sie, mühelos das Thema wechselnd.

»Das wage ich zu bezweifeln.«

»Wieso? Was war da zwischen euch?«

»Nichts war da.«

»Aber irgendwas ist doch passiert, als du draußen mit ihr geredet hast. Was hast du gesagt?«

»Wir haben nur ... über Goa geredet.«

»Oh nein.« Lisa seufzte. »Bei diesem Thema rastet sie immer völlig aus.«

»Hab ich gemerkt.«

»Aber sie mag dich trotzdem. Egal, was du über Goa gesagt hast.«

»Ich ... bin da nicht deiner Meinung.«

»Ist aber so. Gleichzeitig hat sie auch was gegen dich. Aber sie mag dich auf jeden Fall.«

»Wie meinst du das?«

»Als ich rauskam, war sie so wütend auf dich, dass sie dich am liebsten geschlagen hätte.«

»Echt? Ich dachte, wir wären an einem ganz guten Punkt angelangt.«

»Sie war bereit, dich zu schlagen. Also mag sie dich.«

»Ähm – wie geht das denn?«

»Also, sie kannte dich ja vorher gar nicht und war dann so wütend, dass sie dich am liebsten geschlagen hätte, verstehst du?«

Ich verstand nicht das Geringste, aber das war in Gesprächen mit Lisa nichts Neues – sie hatte eine ganz eigene Art von Verständigung.

»Unbedingt. Bin jetzt komplett im Bilde«, sagte ich.

»Wie war denn ihre Körpersprache, als sie mit dir geredet hat?«, wollte Lisa wissen.

»Wie meinst du das?«

»Sie tut so, als hätte sie Rückenschmerzen, und lässt dann ihre Hüften kreisen. Hat sie das gemacht?«

»Nein.«

»Gut.«

»Das ist gut?«

»Ja. Weil das ziemlich scharf aussieht, und sie hat es bei mir gemacht, aber nicht bei dir.«

»Irgendwo kreist da bestimmt irgendeine Logik mit den Hüften. Keine Ahnung. Aber immerhin war ich imstande, *Amushkas* Körpersprache zu deuten.«

»Das könnte selbst ein Bär«, erwiderte Lisa und schlug mich auf den Arm.

»Was hattest du gesagt – wo tritt sie gleich wieder auf?«, neckte ich Lisa.

»Ich hatte gar nichts gesagt!«, fauchte sie und haute mich noch mal.

An ihrem Handgelenk baumelte ein Armband aus Muscheln. Das war mein Mitbringsel für sie aus Goa. Sie spielte ein Weilchen damit, ließ die Muscheln klackern und brachte sie dann mit der anderen Hand zum Verstummen.

»Hattest du einen blöden Abend? Muss ich es bereuen, dass ich dich überredet habe, da hinzugehen, als du grade erst von der Reise zurückgekommen warst?«

»Nein, gar nicht. Ich mochte deine Freunde, und es wurde wirklich Zeit, dass ich sie mal kennenlerne. Ich mochte Rosanna auch. Sie hat auf jeden Fall Temperament.«

»Das freut mich sehr. Sie ist nicht nur Geschäftspartnerin für mich. Wir sind uns sehr nah. Findest du sie attraktiv?«

»Was?«

»Ist okay«, sagte Lisa und zupfte an der Bettdecke. »Ich finde sie auch attraktiv.«

»Wie?«

»Sie ist klug, engagiert, mutig, kreativ, begeisterungsfähig und unkompliziert. Alles in allem ein toller Mensch.«

Ich starrte auf die geschwungenen Linien von Lisas langen, schlanken Beinen.

»Worüber reden wir eigentlich?«, fragte ich.

»Du findest sie scharf.«

»Was?«

»Ist okay. Ich finde sie auch scharf.«

Lisa ergriff meine Hand und legte sie zwischen ihre Beine.

»Wie müde bist du?«, fragte sie.

Ich blickte auf ihre Zehen, die sie fächerförmig abspreizte.

»So müde kann man gar nicht sein.«

Es war gut. Es war immer gut. Wir hatten eine liebevolle Nähe, die eine Art von Liebe war. Und vielleicht weil wir beide wussten, dass es eines Tages irgendwie enden würde, ließen wir unsere Körper Dinge sagen, die unsere Herzen nicht sagen konnten.

Danach holte ich aus der Küche kaltes Wasser und stellte auch Lisa ein Glas auf den Nachttisch.

Ich betrachtete sie eine Weile, wie sie da lag, eingerollt wie eine schlafende Katze, schön, gesund und kraftvoll. Und ich fragte mich, wie Lisas Vorstellung von der Liebe wohl aussah und wie sie sich von meiner unterschied.

Ich legte mich zu ihr, fügte meinen Körper in die Umrisse ihres Traums. Ihre Zehen schmiegt sich im Schlaf an meine. Und mein schlafender Körper, aufrichtiger als mein Geist, drängte sich ans verschlossene Tor ihres runden Rückens und hämmerte mit den Fäusten des Herzens dagegen, Liebe erlebend.

FÜNFTES KAPITEL

Ein Motorrad zu fahren ist Poesie der Geschwindigkeit. Das prekäre Gleichgewicht zwischen eleganter Beweglichkeit und tödlichem Sturz ist eine Form von Wahrheit, und wie jede Wahrheit trägt sie einen Teil des Himmels in sich. In manchen Momenten auf dem Sattel erlebt man Ewigkeit, kann sich den unbeholfenen Rhythmen von Zeit, Raum und Zweck entziehen. Wenn man auf diesen Rädern dahingleitet, auf diesen Strömen aus Luft, im Flug des befreiten Geistes, gibt es keine Bindung, keine Angst, keine Freude, keinen Hass, keine Liebe und keine Niedertracht – für manchen Mann der Gewalt, für *diesen* Mann der Gewalt der Zustand, der Gnade am nächsten kommt.

Ich war gut gelaunt, als ich bei der Fälscherwerkstatt eintraf, die vom Sanjay-Klan genutzt wurde. An diesem Morgen war ich absichtlich einen Umweg gefahren zur Arbeit, und die lange Tour hatte meinen Kopf geklärt und mir ein entspanntes Lächeln beschert, das ich im ganzen Körper spürte.

Die Werkstatt war der Ort, an dem wir Ausweisdokumente veränderten und falsche Pässe herstellten. Ich war sozusagen der Oberfälscher von Pässen und anderen Ausweisdokumenten für die Sanjay Company und brachte an den meisten Tagen der Woche zumindest einige Stunden in der Werkstatt zu.

Als ich die Tür öffnete, erstarb mein gut gelauntes Lächeln. Vor mir stand ein wildfremder junger Mann, der mir die Hand zum Gruß hielt.

»Lin!«, sagte er und schüttelte meine Hand so heftig, als müsste er Wasser aus einem Dorfbrunnen pumpen. »Mein Name ist Farzad. Komm doch rein!«

Ich setzte meine Sonnenbrille ab, nahm die Einladung in mein eigenes

Büro an und musste feststellen, dass in einer Ecke des Raums ein zweiter Schreibtisch stand, der mit Papieren und Zeichnungen überhäuft war.

»Vor zwei Wochen ... haben sie mich hier reingesetzt«, sagte Farzad und nickte in Richtung seines Schreibtischs. »Ich hoffe, das stört dich nicht?«

»Kommt ganz drauf an.«

»Worauf?«

»Darauf, wer zum Teufel du bist und was zum Teufel du in meinem Büro verloren hast.«

»Ach so«, sagte Farzad lachend und ließ sich entspannt hinter seinem Schreibtisch nieder. »Das ist ganz einfach. Ich bin dein neuer Assistent. Du kannst auf mich zählen!«

»Ich habe keinen neuen Assistenten verlangt. Ich mochte den alten Assistenten.«

»Aber ich dachte, du hattest gar keinen?«

»Ganz genau.«

Farzads Hände zuckten auf seinem Schoß wie Fische auf dem Trockenen. Ich durchquerte den Raum und blickte durch die breiten Fenster auf die Werkstatträume im Untergeschoss. Auch dort sah alles Mögliche anders aus.

»Was zum Teufel ist hier los?«

Ich lief die Holzterrasse runter und steuerte auf die neuen Schreibtische und Leuchtkästen zu. Farzad folgte mir und redete dabei auf mich ein.

»Sie haben beschlossen, bei der Dokumentenfälschung zusätzlich Ausbildungssachen dazuzunehmen.«

»Was meinst du damit?«

»Diplome, Universitätsabschlüsse, Kompetenzzertifikate und solche Sachen. Dafür wurde ich eingestellt.«

Er blieb abrupt stehen, als ich ein Dokument von einem der neuen Tische nahm. Es war eine Urkunde über einen Ingenieurstitel, angeblich ausgestellt von einer renommierten Universität in Bengal.

Ich kannte den jungen Mann, für den die Urkunde bestimmt war – er war der Sohn eines Mafia-Enforcers aus der Fischereihafengegend, ebenso geistig minderbemittelt wie geizig und bei weitem der geldgierigste Nachwuchs-Gangster vom Sassoon Dock.

»Sie ... haben mich genommen ...«, stotterte Farzad verunsichert,

»weil ... weil ich einen Master in Management habe. Ich meine, einen echten. Ganz im Ernst.«

»So weit sind wir jetzt also runtergekommen. Studiert heutzutage keiner mehr Philosophie?«

»Mein Vater«, antwortete Farzad. »Der ist Steiner-Utilitarier.«

»Bitte, wer du auch sein magst – ich hatte noch nicht mal einen Chai heute Morgen.«

Ich trat zum nächsten Tisch und griff nach einem weiteren Papier. Es war eine Bachelorurkunde für Zahnmedizin. Farzad, der meine Miene beobachtete, redete hastig weiter.

»Das geht schon klar, weißt du. Keine dieser gefälschten Urkunden wird jemals in Indien benutzt werden. Die sind alle für Leute, die im Ausland arbeiten wollen.«

»Aha«, sagte ich trocken. »Und das macht es besser?«

»Genau!« Er grinste fröhlich. »Soll ich Tee kommen lassen?«

Als der Chai eintraf, in kleinen, marmorierten Gläsern, tranken wir ihn in Ruhe und unterhielten uns. Dabei stellte ich fest, dass der Bursche mir eigentlich sympathisch war.

Farzad stammte aus der kleinen, einflussreichen und überdurchschnittlich intelligenten Gemeinschaft der Parsen. Er war dreiundzwanzig, unverheiratet und lebte mit seinen Eltern und weiteren Verwandten in einem großen Haus, nicht weit entfernt von dem Slum, in dem ich damals untergekommen war.

Nach einem zweijährigen Studium in den USA hatte er in einer Terminhandelsfirma in Boston gearbeitet und wurde bereits im ersten Jahr vom Chef des Unternehmens in ein Ponzi-System verwickelt.

Obwohl Farzad nicht direkt an den betrügerischen Machenschaften seines Arbeitgebers beteiligt war, war sein Name bei Transaktionen auf geheime Bankkonten aufgefallen. Als ihm die Verhaftung drohte, kehrte er nach Indien zurück, unter dem willkommenen Vorwand, seinem sterbenden Onkel noch einen letzten Besuch abstatten zu wollen.

Den Onkel, Keki, hatte ich gut gekannt. Er war Berater des Mafiadons von Süd-Bombay, Khaderbhai, gewesen und hatte dem Klan-Rat angehört. In seinen letzten Stunden hatte der Parse den neuen Boss des Klans, Sanjay Kumar, gebeten, Farzad besonderen Schutz angedeihen zu lassen, weil der junge Mann für Keki wie ein Sohn gewesen war.

Sanjay nahm Farzad in die Company auf und erklärte, solange er in Bombay bleibe und für seinen Klan arbeite, sei er vor amerikanischer Strafverfolgung sicher. Und während ich in Goa gewesen war, hatte Sanjay dem jungen Mann in meiner Werkstatt Arbeit gegeben.

»So viele Leute verlassen Indien jetzt«, sagte Farzad bei seinem zweiten Glas Chai. »Die Vorschriften werden sich lockern, du wirst schon sehen. Ganz sicher.«

»Mhm.«

»Die Gesetze und Bestimmungen werden in Zukunft alle weniger strikt sein. Leute verlassen Indien, kommen wieder zurück, gründen hier und in anderen Ländern Unternehmen und bewegen Geldmengen hin und her. Und all diese Leute werden Papiere brauchen, die ihnen in Amerika, London, Stockholm, Sydney oder sonst wo einen besseren Start verschaffen.«

»Großer Markt, wie?«

»Riesig. Gigantisch. Wir haben erst vor zwei Wochen losgelegt und arbeiten schon zwei Schichten, um alle Aufträge abarbeiten zu können.«

»Zwei Schichten, wie?«

»Ganz genau, Baba.«

»Und wie soll so ein Kunde, der sich sein Ingenieursdiplom bei uns *kauft*, anstatt sein Fach studiert zu haben, zum Beispiel eine Brücke bauen, die nicht einstürzt und Hunderte von Menschen in den Tod reißt?«

»Gar kein Problem, Baba«, antwortete Farzad. »In den meisten Ländern öffnet einem so eine Urkunde nur die Tür. Danach muss man weiterstudieren, um auf das Leistungsniveau zu kommen und weitere Abschlüsse zu machen. Und du kennst doch unser Volk. Wenn du Indern die Tür öffnest, kaufen sie in null Komma nix das Haus und dann das Haus nebenan und kurz darauf die ganze Straße, und dann vermieten sie die Häuser an die ehemaligen Besitzer. So sind wir. Ganz im Ernst, *yaar*.«

Farzad war ein freundlicher, offener junger Mann. Inzwischen hatte er sich entspannt, und aus seinen braunen Augen strahlten Heiterkeit und ungetrübte Lebensfreude. Die vollen Lippen schienen jederzeit zum Lächeln bereit. Farzads Haut war sehr hell, heller sogar als mein sonnengebräuntes Gesicht unter den kurzen blonden Haaren. Mit seinen Designer-Jeans und seinem teuren Seidenhemd wirkte der junge Mann

eher wie ein Tourist als wie ein Mann, dessen Vorfahren seit dreihundert Jahren in Bombay gelebt hatten.

Sein Gesicht war glatt, ohne Narben, Kratzer oder abheilende Bluter-güsse. Während ich seinem munteren Geplauder zuhörte, kam mir der Gedanke, dass er sich vielleicht noch nie geprügelt oder auch nur zornig die Faust geballt hatte.

Darum konnte ich ihn nur beneiden. Wenn ich es mir gestattete, in den halb verschütteten Tunnel meiner Vergangenheit zu blicken, schien es mir, als habe ich mein ganzes Leben lang körperlich gekämpft.

Mein kleiner Bruder und ich waren die einzigen katholischen Kinder in dem Arbeiterviertel gewesen, in dem wir aufwuchsen. Und einige der Arbeiterkinder warteten jeden Abend, bis wir mit dem Schulbus ankamen, und verprügelten uns auf dem Heimweg.

Es gab keine Atempause. Ein Gang zum Einkaufen war, als überquere man die Grenze zu Feindesland. Straßenbanden attackierten Außenseiter mit jener Grausamkeit, die sich nur die Armen untereinander antun. Um in unserer Wohngegend zu überleben, musste man Karate lernen und dem Box-Club beitreten.

Jeder Jugendliche, der Gewalt in sich trug, lernte eine Kampfsportart und fand täglich Gelegenheit, sie anzuwenden. Freitag- und Samstagabends wimmelte es in der Notaufnahme von jungen Männern mit aufgeplatzten Lippen, angeschwollenen Augen und gebrochenen Nasen, die manchmal schon zum dritten Mal gerichtet wurden.

Ich war einer von denen. Meine Akte im örtlichen Krankenhaus war dicker als ein Band Shakespeare-Tragödien. Und das war noch *vor* meiner Haftzeit.

Während ich mir Farzads unschuldige, fröhliche Berichte über das Auto anhörte, auf das er sparte, oder über das Mädchen, das er ausführen wollte, spürte ich den Druck der beiden langen Messer, die ich immer am Rücken trug. Bei mir daheim lagen in einem Geheimfach im Schrank zwei Handfeuerwaffen und zweihundert Patronen. Falls Farzad keine Waffe besaß und auch keine benutzen wollte, war er jedenfalls im falschen Gewerbe. Und auch, wenn er keine Ahnung vom Kämpfen hatte und nicht wusste, wie es sich anfühlte, einen Kampf zu verlieren.

»Du hast dich bei der Sanjay Company anstellen lassen«, sagte ich.
»Da solltest du nicht zu lange im Voraus planen.«

»Zwei Jahre«, erwiderte Farzad und wölbte die Handflächen vor sich, als hielte er einen Batzen Zeit mitsamt aller Verheißungen in Händen. »Ich mache diese Arbeit zwei Jahre, und dann gründe ich mit dem verdienten Geld eine eigene kleine Firma. Ein Beratungsunternehmen für Leute, die eine Green Card für die USA haben wollen und so was. Das ist total im Kommen, ganz im Ernst!«

»Aber du solltest dich in Acht nehmen«, riet ich ihm und hoffte dabei, dass sowohl das Schicksal als auch der Klan ihm diese Jahre gewähren würden.

»Ach, klar, ich bin doch immer ...«

Das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelte, und Farzad verstummte.

»Willst du nicht drangehen?«, fragte er, nachdem es ein paarmal geklingelt hatte.

»Ich hab was gegen Telefone.«

Es klingelte weiter.

»Wieso hast du dann überhaupt eins?«

»Ich hab keins. Das Büro hat eins. Wenn es dich so stört, geh du doch dran.«

Farzad nahm ab.

»Guten Morgen, hier spricht Farzad«, sagte er und hielt den Hörer dann hastig von sich weg.

Gurgelnde Laute wie von blubberndem Schlamm oder einer Bestie, die geräuschvoll ihre Beute mampft, drangen aus dem Lautsprecher. Farzad starrte voll Grauen darauf.

»Das ist für mich«, sagte ich, und Farzad ließ den Hörer in meine Hand fallen.

»*Salaam aleikum*, Nasir.«

»Linbaba?«

Diese Stimme brachte den Boden zum Beben.

»*Wa aleikum salaam*. Du kommst her!«, befahl Nasir. »Du kommst her sofort!«

»Wie wär's denn mal mit ›Wie geht es dir, Linbaba?‹?«

»*Du kommst her!*«, insistierte Nasir.

Seine Stimme erinnerte an ein Ungeheuer, das grollend einen Kadaver über einen Schotterweg schleift. Ich liebte diesen Klang.

»Schon gut, schon gut. Knurr ruhig weiter. Bin schon unterwegs.«

Ich legte auf, nahm meine Brieftasche und die Motorradschlüssel und ging zur Tür.

Dann drehte ich mich noch mal um und sagte zu meinem neuen Assistenten: »Wir reden ein andermal weiter. Fürs Erste hab ich den Eindruck, dass das hinhalten wird mit uns beiden. Behalt hier alles im Auge, während ich weg bin, *thiik?*«

Als er dieses Wort – *tik* ausgesprochen – hörte, trat ein fröhliches Lächeln auf das arglose junge Gesicht.

»*Bilkul Zaruur!*«, antwortete Farzad. *Geht klar!*

Als ich aufs Motorrad stieg, dachte ich nicht mehr an den angehenden Jungmanager, sondern gab Gas, brauste den Marine Drive entlang und bog auf die schmale Straße neben der Hochbahn ein.

An der Ecke vom Feuertempel der Parsen entdeckte ich meinen Freund Abdullah, der mit zwei anderen Männern vor mir über die Kreuzung fuhr, in Richtung der schmalen Einkaufsstraßen.

Ich hielt Ausschau nach einer Lücke im dichten Verkehr, und als ich sah, dass der Verkehrspolizist gerade von jemandem Schmiergeld in Empfang nahm, raste ich über die rote Ampel und versuchte meinen Freund einzuholen.

Als Mitglied der Sanjay Company hatte ich bei meinem Leben einen Eid geleistet, die anderen zu verteidigen – wir waren Waffenbrüder. Doch Abdullah bedeutete mir viel mehr. Der große langhaarige Iraner war mein erster und engster Freund im Klan, und ich fühlte mich ihm weit über den Eid hinaus verbunden.

Es gibt eine enge Querverbindung zwischen Gangstern, Glauben und Tod. Alle Mitglieder der Sanjay Company wählten ihre Seelen in Händen ihres jeweiligen Gottes und waren so gläubig, dass sie vor und nach einem Mord beteten. Auch Abdullah war ein Mann des Glaubens, ließ aber dennoch nie Gnade walten.

Ich dagegen war noch immer auf der Suche nach etwas anderem als den Gebeten und Gelübden und der Gottesverehrung, die ich in den Schriften der Frommen fand. Und während ich unentwegt an mir zweifelte, war Abdullah stets unerschütterlich, unangreifbar, einem gewaltigen Adler am Himmel von Bombay gleich.

Wir waren sehr unterschiedlich – wir liebten unterschiedlich und

hatten unseren ganz eigenen Kampfstil. Aber Freundschaft ist auch eine Art von Glaube, vor allem für diejenigen unter uns, die an wenig anderes glauben können. Und es ließ sich nicht verleugnen, dass mir immer warm ums Herz wurde, wenn ich Abdullah sah.

Ich folgte ihm im Verkehrsgetümmel, hielt Ausschau nach einer Gelegenheit, ihn einzuholen. Abdullah saß immer kerzengerade auf seinem Motorrad und lenkte es mit bewundernswerter Lässigkeit. Manche Männer und Frauen reiten ein Pferd, als wären sie im Sattel zur Welt gekommen, und beim Motorradfahren ist es so ähnlich.

Die beiden Männer neben Abdullah, Fardin und Hussein, waren auch gute Fahrer, die schon als Kinder auf den Motorrädern ihrer Väter gesessen und den Verkehr in den Straßen vom Bombay erlebt hatten. Doch keiner von ihnen lenkte sein Fahrzeug so elegant und sah dabei so cool aus wie unser iranischer Freund.

Genau in dem Augenblick, in dem ich eine Lücke neben seinem Motorrad sichtete und Gas gab, um aufzuholen, schien er etwas zu spüren, wandte sich um und sah mich. Sein Lächeln vertrieb die Schatten aus seinem Gesicht, und er fuhr an den Straßenrand, gefolgt von Fardin und Hussein.

Ich hielt dicht neben ihm, und wir umarmten uns, ohne abzusteigen.

»*Salaam aleikum*«, begrüßte mich Abdullah herzlich.

»*Wa aleikum salaam wa Rahmatullah wa Barakatuh.*« *Der Friede und die Barmherzigkeit Allahs und Seine Segen mögen auf euch sein.*

Fardin und Hussein schüttelten mir die Hand.

»Du kommst zum Ratstreffen, habe ich gehört«, sagte Abdullah.

»Ja. Nasir hat mich angerufen. Dachte mir, dass du auch da sein würdest.«

»Ich bin unterwegs dorthin«, erklärte Abdullah.

»Großer Umweg«, sagte ich lachend, denn er fuhr in die falsche Richtung.

»Ich muss vorher noch was erledigen. Wird nicht lange dauern. Komm doch mit. Ist nicht weit von hier, und ich glaube, du kennst diesen Ort und diese Leute noch nicht.«

»Okay. Wo geht's hin?«

»Zu den Cycle Killers«, antwortete er. »Geschäftliche Angelegenheit der Company.«

Ich war noch nie in der geheimen Zentrale der Cycle Killers gewesen und wusste auch nicht viel über die Gang. Aber wie jeder Gangster in Bombay kannte ich die Namen ihrer beiden besten Killer. Und ich wusste, dass sie an die dreißig Mann waren, wir also drastisch in der Unterzahl sein würden.

Abdullah kickte sein Motorrad an und wartete, bis unsere Maschinen auch startklar waren. Dann fädelt er sich mühelos in den chaotischen Verkehr ein und fuhr uns voraus, kerzengerade und hoherhobenen Hauptes.

SECHSTES KAPITEL

Dann und wann hatte ich einige von den Cycle Killers auf ihren polierten, glitzernden Fahrrädern mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch den Chor Basar, den Markt der Diebe, flitzen sehen. Die Cycle Killers waren junge Männer, deren Kluft aus leuchtend bunten, eng anliegenden Unterhemden – sogenannten Banyans –, weißen Röhrenjeans und den neuesten Designer-Sneakers bestand.

Ihre Haare kämten diese jungen Gangster mit Duftöl glatt nach hinten. Gegen den bösen Blick trugen sie tätowierte Kastenzeichen im Gesicht, und ihre Augen verbargen sie hinter verspiegelten Pilotenbrillen, die ebenso glänzten wie ihre verchromten Fahrräder.

Unter den Verbrechern der Stadt galten die Cycle Killers als die besten Messerstecher, die man für Geld kaufen konnte – übertroffen nur von einem einzigen Mann in Bombay: Hathoda, der für die Sanjay Company alle Messer anfertigte.

Im lärmenden Gewühl der Gassen, in denen die Rufe der Händler widerhallten, parkten wir die Motorräder vor einem Laden, der ayurvedische Heilmittel und mit Geheimkräutern gefüllte Seidenbeutel als Schutz gegen Liebesflüche anbot. Ich wollte einen kaufen, aber Abdullah hinderte mich daran.

»Ein Mann findet Schutz in Allah, das ist seine Ehre und Pflicht«, knurrte er und legte mir fest den Arm um die Schultern. »Nicht in Amuletten und Kräutern.«

Ich nahm mir vor, noch mal alleine zu diesem Laden zurückzukehren, und folgte meinem gestrengen Freund.

Wir betraten eine schulterbreite Gasse, die immer düsterer wurde und an einem Bogen mit der Aufschrift *Bella Vista Towers* endete.

Dahinter befand sich ein Gewirr überdachter Wege, das uns schließlich

merkwürdigerweise durch das Wohnzimmer eines Privathauses führte. Ein alter Mann in einem abgetragenen Banyan saß dort in einem Schaukelstuhl, eine übergroße geschliffene Sonnenbrille auf den Augen, und las Zeitung.

Er schenkte uns keinerlei Beachtung, als wir durch sein Zimmer marschierten.

Danach gerieten wir in eine noch dunklere Gasse, aber als wir um eine Ecke bogen, landeten wir unversehens im hellen Licht eines großen, offenen Innenhofs.

Ich hatte schon davon gehört – dieser Gebäudekomplex hieß *Das Rasta, Zehn Wege*. Der kreisförmige Innenhof unter freiem Himmel ähnelte zwar einem öffentlichen Platz, war aber nur durch dieses Wirrwarr von Gassen und die Wohnhäuser zugänglich.

Bewohner lehnten sich aus den Fenstern und beobachteten das Treiben auf dem Platz. Gemüsesäcke wurden angeschleppt, und man bereitete Essen zu. Ständig kamen und gingen Leute und verschwanden in den Gassen, die so eng waren wie ein Nadelöhr.

In der Mitte des Platzes hatte man Säcke mit Getreide und Hülsenfrüchten zu einem fast vier Meter hohen Berg aufgetürmt. Die Säcke bildeten eine Art Pyramide, und auf deren diversen Stufen thronten die Cycle Killers.

Der oberste Thron wurde eingenommen von Ishmeet, dem Anführer. Gemäß den religiösen Vorschriften der Sikh hatte er sein Haar noch nie geschnitten, aber damit endete auch seine Einhaltung der vorgeschriebenen Regeln.

Die hüftlangen Haare waren nicht von einem sorgsam gebundenen Turban verhüllt, sondern reichten ihm bis zur schmalen Taille. Ishmeets dünne nackte Arme waren mit Tattoos bedeckt, in denen seine vielen Morde und Siege in Bandenkriegen dargestellt wurden. Im Bund der engen Jeans steckten zwei lange gebogene Messer in verzierten Scheiden.

»*Salaam aleikum*«, grüßte Ishmeet lässig, als wir uns der Thronpyramide näherten.

»*Wa aleikum salaam*«, erwiderte Abdullah.

»Wer ist das Hundegesicht neben dir?«, fragte ein Mann in Ishmeets Nähe auf Hindi und wandte den Kopf, um geräuschvoll auszuspucken.

»Sein Name ist Lin«, antwortete Abdullah ruhig. »Man nennt ihn auch Shantaram. Er gehörte zu Khaderbhai, und er spricht Hindi.«

»Ist mir egal, ob er Hindi, Punjabi oder Malayalam spricht«, versetzte der Typ auf Hindi und starrte mich wütend an. »Ist mir egal, ob er Gedichte vortragen kann oder ein Wörterbuch im Arsch hat. Ich will wissen, was dieses Hundegesicht hier zu suchen hat.«

»Ich vermute, du hast mehr Erfahrung mit Hunden als ich«, sagte ich auf Hindi. »Aber ich bin nicht mit Hunden hierhergekommen, sondern mit Männern, die wissen, wie man andere mit Respekt behandelt.«

Der Mann zuckte zusammen und schüttelte ungläubig den Kopf. Ich war mir nicht sicher, ob er so fassungslos war, weil ich ihn provoziert hatte oder weil ein Weißer sich auf Hindi so ausdrücken konnte wie die Straßengangster.

»Dieser Mann ist mein Bruder«, sagte Abdullah bedächtig und starrte Ishmeet an. »Und was dein Mann zu ihm sagt, das sagt er zu mir.«

»Und warum sag ich es dann nicht zu dir, Iraner?«, erwiderte der Typ.

»Warum tust du es nicht, bei Allah?«, entgegnete Abdullah.

Ein Moment erlesener Ruhe entstand. Noch immer schlepten Männer Getreidesäcke, Wasserkrüge, Kästen mit kalten Getränken, Gewürztüten und andere Güter in den Innenhof. Noch immer lehnten sich Leute aus den Fenstern und beobachteten das Geschehen. Noch immer spielten Kinder lachend im Schatten.

Doch während wir vier und die Cycle Killers kein Wort sprachen, entstand durch den Rhythmus unseres Atems und unserer pochenden Herzen eine meditative Stille. Es war eine vorsätzliche Stille, in der wir *nicht* zu den Waffen griffen; der tiefe Schatten vor blitzenden Messern und strömendem Blut.

Die Cycle Killers waren nur ein einziges Wort entfernt vom Krieg, doch sie achteten und fürchteten Abdullah. Ishmeet hatte die Augen zu Schlitzen verengt. Er zählte im Geiste die Leichen, die vor seinem Thron aus Säcken liegen würden.

Abdullah würde mindestens drei von Ishmeets Männern erledigen können und wir anderen etwa dieselbe Anzahl. Obwohl sich im Hof zwölf Cycle Killers aufhielten und in den Wohnungen rundum weitere und obwohl Ishmeet selbst vielleicht überleben würde, wären die Verluste für seine Bande zu groß, um einen Racheangriff unseres Klans zu überstehen.

Ishmeets Augen weiteten sich wieder, und als er lächelte, kamen seine vom Betel rotfleckigen Zähne zum Vorschein.

»Jeder Bruder von Abdullah«, sagte er und starrte mich an, »ist auch ein Bruder von mir. Komm hoch, setz dich zu mir. Wir trinken Bhang zusammen.«

Ich warf Abdullah einen Blick zu. Er nickte, ohne die Gang aus den Augen zu lassen. Ich kletterte auf die Säcke und ließ mich etwas unterhalb von Ishmeet, aber auf einer Höhe mit dem Mann nieder, der mich beleidigt hatte.

»Raja!«, rief Ishmeet einem Mann zu, der die glänzenden Fahrräder polierte. »Bring Stühle!«

Der Mann schaffte eilends drei Holzstühle für Abdullah, Fardin und Hussein herbei. Andere Gang-Mitglieder brachten hohe Gläser mit hellgrünem Bhang und ein Chillum.

Ich leerte das Glas Marihuana-Milch in großen Schlucken. Ishmeet tat es mir gleich, rülpste und zwinkerte mir zu.

»Büffelmilch«, sagte er. »Frisch gemolken. Gibt noch einen extra Kick. Wenn du in dieser Welt ein Boss sein willst, Mann, leg dir einen Büffel zum Melken zu.«

»Verstehe.«

Ishmeet zündete das Chillum an, nahm zwei tiefe Züge und reichte es mir. Rauch quoll aus seinen Nasenlöchern.

Ich rauchte und gab das Chillum dann dem Typen, der mich beleidigt hatte. Die Feindseligkeit in seinen Augen war einem Lächeln gewichen. Er nahm ein paar Züge, reichte das Chillum weiter und klopfte mir aufs Knie.

»Wer ist deine Lieblingsfilmschauspielerin?«, fragte er.

»Aus der Jetztzeit oder von früher?«

»Jetzt.«

»Karisma Kapoor.«

»Und von früher?«

»Smita Patil. Und deine?«

»Rekha«, antwortete er mit sehnsüchtigem Seufzen. »Früher und jetzt und immer. Sie ist die Königin. Hast du ein Messer bei dir?«

»Natürlich.«

»Kann ich sehen, bitte?«

Ich zog eines der Messer aus der Scheide und reichte es dem Mann. Er ließ es mit geübtem Griff aufspringen und jonglierte es dann so mühelos zwischen den Fingern, als wäre es eine Blume.

»Schönes Teil«, sagte er, schloss das Messer wieder und gab es mir zurück. »Wer hat's gemacht?«

»Vikrant, vom Sassoon Dock«, antwortete ich und steckte das Messer weg.

»Ah ja, Vikrant. Gute Arbeit. Willst du mein Messer sehen?«

»Klar.« Er reichte mir seine Waffe.

Mein langes Springmesser war für den Nahkampf bestimmt. Das Messer des Cycle Killers dagegen zielte darauf ab, ein tiefes, breites Loch im Körper zu hinterlassen, vorzugsweise im Rücken. Die Klinge verjüngte sich zum breiten Heft hin. Rillen erleichterten das Abfließen von Blut. Die Sägezahnung am Rücken ermöglichte leichtes Eindringen, zerfetzte aber das Fleisch beim Rausziehen und verhinderte so, dass die Wunde sich schnell schließen konnte.

Der Messinggriff war gebogen, passte genau in die Faust. Dieses Messer war eher eine Hieb- als eine Schnitt- oder Stichwaffe.

»Weißt du«, sagte ich, als ich das Messer zurückgab, »ich hoffe sehr, dass wir niemals gegeneinander kämpfen werden.«

Der Mann grinste breit und steckte das Messer in die Scheide zurück.

»Guter Plan!«, sagte er. »Kein Problem. Du und ich, wir kämpfen nie. Okay?«

Er hielt mir die Hand hin. Ich zögerte. Gangster nehmen so etwas sehr ernst, und ich war mir nicht sicher, ob ich das Versprechen halten konnte, falls es zwischen unseren Klans zum Krieg kommen sollte.

»Was soll's«, sagte ich schließlich, packte die Hand des Typen und drückte sie fest.

»Wir kämpfen nie«, sagte ich. »Was auch geschieht.«

Er grinste wieder.

»Tut mir ...«, begann er auf Hindi. »Tut mir leid ..., was ich vorhin gesagt habe.«

»Ist okay.«

»Ich mag Hunde nämlich gern«, sagte er. »Kann dir jeder hier erzählen. Ich füttere sogar die Streuner.«

»Ist okay.«

»Ajay! Sag ihm, wie sehr ich Hunde mag!«

»Sehr«, sagte Ajay. »Er liebt Hunde.«

»Wenn ihr nicht sofort aufhört, über Hunde zu quatschen«, knurrte Ishmeet, »tret ich euch in den Hals.«

Er wandte sich ab, die Stirn unwillig gerunzelt, und sah Abdullah an.

»Abdullah«, sagte er. »Du willst mich sprechen, denke ich?«

Abdullah war im Begriff zu antworten, als eine Gruppe von zehn Arbeitern mit zwei langen leeren Handkarren in den Hof Einzug hielt.

»Platz machen!«, schrien die Männer. »Arbeit ist Gottes Wille! Wir machen die Arbeit Gottes! Wir brauchen die Säcke! Alte Säcke raus, neue Säcke rein! Platz machen! Arbeit ist Gottes Wille!«

Mit einer Achtlosigkeit, die andere Männer das Leben gekostet hätte, zerrten die Arbeiter die Säcke von der Thronpyramide, ohne auf die Bande und deren Status zu achten. Gefährliche Profikiller hopsten und kullerten von ihren Plätzen auf den Säcken.

So eilig es seine Würde zuließ, kletterte Ishmeet aus erhabener Höhe nach unten und trat zu Abdullah, während der Abbau der Pyramide voranschritt. Ich tat es dem Anführer hastig gleich.

Fardin – dessen Spitzname »der Politiker« lautete – stand sofort auf und bot Ishmeet seinen Stuhl an. Der Anführer der Cycle Killers setzte sich neben Abdullah und verlangte großspurig nach Chai.

Während wir auf den Tee warteten, trugen die Arbeiter den hohen Berg komplett ab. Zurück blieben nur Halme und verstreute Körner. Wir tranken Adrak-Chai, Ingwertee mit Kardamom, stark genug, um dem härtesten Mann Tränen in die Augen zu treiben.

Die Arbeiter beförderten frische Säcke in den Hof. Binnen Minuten entstand ein neuer Berg, und Männer, die für die Cycle Killers arbeiteten, arrangierten ihn wieder zu thronähnlichen Sitzgelegenheiten.

Ishmeet, der damit vielleicht von der demütigenden Demontage seiner Erhabenheit ablenken wollte, sagte zu mir: »Du ... Fremder. Was hältst du von *Das Rasta*?«

»Ji«, antwortete ich respektvoll – *Sir* –, »ich habe mich gefragt, wie wir hier ungehindert hereinkommen konnten.«

»Wir wussten von eurem Kommen«, erwiderte Ishmeet selbstgefällig, »und wir wussten, dass ihr als Freunde kommt und wie viele ihr seid. Onkel Dilip, der alte Mann, der Zeitung liest, erinnert ihr euch?«

»Ja. Wir sind mitten durch sein Zimmer gegangen.«

»Ganz genau. Dilip hat einen Knopf unter seinem Stuhl auf dem Boden. Wenn er den drückt, klingelt hier im Hof eine Glocke. Je nachdem, wie lange und wie oft er drückt, wissen wir, ob Freunde oder Fremde kommen und wie viele. Und es gibt jede Menge Männer wie Onkel Dilip – sie sind die Augen und Ohren von *Das Rasta*.«

»Nicht schlecht«, gab ich zu.

»Du runzelst die Stirn. Noch eine Frage?«

»Ja, ich habe mich gefragt, warum das hier *Das Rasta*, Zehn Wege, heißt. Ich bin nur auf neun gekommen.«

»Ich *mag* dich, *Gora!*« Ishmeet sprach mich mit dem Wort an, das *Weißer* bedeutet. »Es gibt tatsächlich zehn Wege hinein und hinaus, daher der Name. Aber einer ist geheim, den kennt nur, wer hier wohnt. Diesen Weg kannst du nur nehmen, wenn du zu uns gehörst oder von uns getötet wirst.«

Abdullah wählte diesen Moment für sein Anliegen.

»Ich habe dein Geld«, sagte er und beugte sich zu Ishmeet, auf dessen Gesicht ein eitles Lächeln lag. »Doch bevor ich es dir gebe, muss etwas geklärt werden.«

»Was denn?«

»Ein Zeuge«, sagte Abdullah, laut genug, dass ich mithören konnte. »Laut eurem Ruf arbeitet ihr so schnell, dass nicht einmal ein Dschinn das Blitzen eurer Klingen sehen könnte. Doch bei diesem Auftrag, den wir euch erteilt haben, gab es einen Augenzeugen. Jemanden, der deine Männer der Polizei beschrieben hat.«

Ishmeet blickte mit versteinerner Miene auf seine Männer und schaute dann wieder Abdullah an. Das Lächeln kehrte langsam zurück, aber Ishmeet sah immer noch aus, als hielte er ein Messer zwischen den Zähnen.

»Wir werden diesen Zeugen natürlich töten«, zischte er. »Gratis.«

»Nicht nötig«, erwiderte Abdullah. »Der Sergeant, der die Aussage aufgenommen hat, gehört zu uns. Er hat den Zeugen verprügelt und ihn davon überzeugt, seine Aussage zu ändern. Aber du verstehst sicher, dass ich in einer solchen Angelegenheit im Namen von Sanjay selbst sprechen muss. Vor allem, da dies erst der zweite Auftrag war, den wir euch gegeben haben.«

»*Zaruur*«, zischte Ishmeet. *Natürlich*. »Und ich kann dir versichern,

dass nie wieder die Rede von Zeugen sein muss, wenn wir zusammenarbeiten.«

Ishmeet nahm Abdullahs Hand und hielt sie einen Moment fest. Dann stand er auf, wandte sich ab und kletterte auf den neuen Berg aus Säcken. Als er seinen Thronplatz auf dem Gipfel eingenommen hatte, sprach er ein einziges Wort.

»Pankaj!«, sagte er zu dem Mann, der neben mir gesessen hatte.

Fardin zog ein Geldbündel aus seinem Rucksack und reichte es Abdullah, der es Pankaj aushändigte. Als der Cycle Killer sich anschickte, auch wieder auf den Berg zu klettern, zögerte er einen Moment und wandte sich mir zu.

»Du und ich, wir kämpfen nie«, sagte er grinsend und hielt mir erneut die Hand hin. »*Pakka? Richtig?*«

Sein breites Lächeln und seine unschuldige Freude an einer neuen Freundschaft wäre von den Gangstern und Verbrechern, die ich in Australien im Gefängnis erlebt hatte, als naiv verhöhnt worden. Aber wir waren in Bombay, und Pankajs Lächeln war so unverfälscht wie zuvor seine Bereitschaft, gegen mich zu kämpfen – so unverfälscht wie auch mein Lächeln.

Bis ich seinen Namen gehört hatte, war mir nicht klar gewesen, dass der Mann, mit dem ich mir ein Wortgefecht geliefert hatte, der stellvertretende Anführer der Cycle Killers und ein ebenso gefürchteter Messerstecher wie Ishmeet selbst war.

»Du und ich«, erwiderte ich auf Hindi, »wir kämpfen nie. Was auch geschieht.«

Pankaj grinste noch breiter und kletterte dann pfeilschnell auf den Sackberg, um Ishmeet das Geldbündel auszuhändigen. Abdullah legte die Hand auf die Brust, als Zeichen des Abschieds.

Wir anderen folgten ihm, zurück durch das Gewirr der Gassen und durchs Wohnzimmer von Onkel Dilip, der ungerührt seine Zeitung las, den Fuß über dem Knopf auf dem Boden.

Als wir auf der Straße die Motorräder starteten, warf Abdullah mir einen Blick zu, und ein für ihn ungewöhnlich heiteres Lächeln trat auf sein Gesicht.

»Das war knapp!«, sagte er. »*Shukran Allah.*«

»Seit wann gebt ihr Aufträge nach draußen?«

»Zum ersten Mal vor zwei Wochen, als du in Goa warst«, antwortete er. »Dieser Anwalt, der für uns gearbeitet hat? Der unsere Leute verpöffte und der Polizei alles gesteckt hat, was im Geheimen besprochen wurde?«

Ich nickte. Wir waren vor Wut außer uns gewesen, weil Freunde aus dem Klan wegen dieses Verrats von unserem eigenen Anwalt zu lebenslanger Haft verurteilt worden waren. Berufung gegen das Urteil war eingelegt worden, aber unsere Männer saßen noch immer im Gefängnis.

»Dieser Anwalt weilt jetzt bei seinen vielen Kollegen in der Hölle«, sagte Abdullah, und seine goldenen Augen funkelten. »Und kann dagegen keine Berufung einlegen. Doch wir wollen unseren Frieden nicht durch Gespräche über Ehrlose stören. Lass uns lieber die Fahrt genießen und dankbar sein, dass Allah es uns erspart hat, die Killer killen zu müssen, die wir bezahlt haben, um für uns zu killen. Es ist so wunderbar, am Leben zu sein, *Alhamdulillah*.« *Gott sei Dank*.

Doch während wir vier zum Treffen des Klan-Rats fuhren, waren meine Gedanken nicht mit Gott beschäftigt. Andere Klans hatten die Cycle Killers immer wieder beauftragt. Sogar die Cops benutzten sie gelegentlich als Ausputzer. Der Khaderbhai-Klan hatte das jedoch immer vermieden.

Überall, wo Menschen sich versammeln, vom Sitzungssaal bis zum Bordell, ist ein Moralkodex vonnöten, auf den man sich einigt. Im Khaderbhai-Klan galt die Regel, dass ein Mann, der getötet werden musste, die Chance bekommen sollte, dem Mann in die Augen zu blicken, der dieses Recht für sich beanspruchte. Das Morden anderen zu überlassen war für viele im Klan eine Veränderung, die zu weit ging, dessen war ich mir sicher. Mir jedenfalls ging sie viel zu weit.

Ordnung und Anarchie tanzten immer auf Messers Schneide und wurden nur durch das Gewissen in der Balance gehalten. Der Auftrag an die Cycle Killers brachte das Messer in Schiefelage. Mindestens die Hälfte der Klan-Mitglieder war dem internen Moralkodex treuer ergeben als Sanjay, dem Boss, der ihn missachtete.

Der erste Blick aufs Meer am Marine Drive erhellte mein Herz und vertrieb die roten Schatten aus meinem Kopf. Ich dachte nicht mehr an die Cycle Killers und Sanjays Achtlosigkeit, nicht mehr an meine eigene Rolle in diesem ganzen Irrsinn. Sondern ich fuhr mit meinen Freunden Motorrad, der Endlosigkeit entgegen.

SIEBTES KAPITEL

Wäre Abdullah nicht bei uns gewesen, wir anderen hätten uns auf der Strecke zur Nabila-Moschee ein Rennen geliefert. Doch Abdullah raste nie und schlängelte sich auch nicht halsbrecherisch zwischen Fahrzeugen hindurch. Er erwartete, dass man ihm Platz machte, und meist war es auch so. Seine langen schwarzen Haare flatterten über seinen breiten Schultern, wenn er hochehobenen Hauptes auf seinem Motorrad saß und es mit ruhiger Hand gemächlich durch den dichten Verkehr lenkte.

Nach etwa zwanzig Minuten kamen wir an Khaderbhais einstiger Villa an und parkten die Motorräder auf einem für uns reservierten Platz vor einer Parfümerie.

Normalerweise war der Eingang zur Villa offen und unbewacht. Khaderbhai war der Meinung gewesen, wenn ein Feind ihn umbringen wollte, würde der Mann bestimmt noch mit ihm Tee trinken, bevor er zur Tat schritt.

Doch als wir näher kamen, war die hohe, massive Eingangstür verschlossen, und vier bewaffnete Männer standen davor. Einen von ihnen kannte ich – Farukh, der weit entfernt in Aurangabad ein Spielcasino für die Company betrieb. Die anderen waren Afghanen, die ich noch nie gesehen hatte.

Als wir die Tür öffneten, stießen wir im Inneren auf zwei weitere Männer mit Sturmgewehren.

»Afghanen?«, sagte ich, als wir an ihnen vorbeigingem.

»Viel ist geschehen, Lin, mein Bruder, während du in Goa warst«, antwortete Abdullah, als wir in den offenen Innenhof des Hauses traten.

»Was du nicht sagst.«

Ich war seit Monaten nicht in der Villa gewesen und sah jetzt mit Be-

stürzung, wie verwaorlost der gepflasterte Innenhof inzwischen war. Zu Khaderbhais Zeiten hatte hier immer eine Fontäne am großen Fels in dem Teich mitten im Hof geplätschert. Üppige Topfpalmen und Blumenkästen hatten Leben und Farbe in den weiß-blau gekachelten Innenhof gebracht. Doch sie waren längst eingegangen, und die trockene Erde in den Töpfen war jetzt gespickt mit Zigarettenstummeln.

Die Tür zum Versammlungsraum war auch verschlossen und wurde von zwei weiteren Afghanen mit Sturmgewehren bewacht. Einer von ihnen klopfte an und öffnete die Tür dann langsam.

Abdullah, Hussein und ich traten ein, Fardin blieb draußen bei den Wachen. Als sich die Tür hinter uns schloss, waren wir zu zwölf in dem langgestreckten Versammlungsraum.

Auch der sah anders aus als früher. Die sechseckigen cremeweißen Bodenkacheln waren unverändert, ebenso das weiß-blaue Mosaik an Decke und Wänden, das an Wolken am Himmel erinnerte. Doch der niedrige Intarsientisch und die großen Brokatsitzkissen am Boden waren verschwunden.

Ein dunkler Sitzungstisch, umgeben von vierzehn Lederstühlen mit hoher Lehne, nahm fast den gesamten Raum ein. Am Kopfende des Tisches saß Sanjay Kumar, der Anführer, in einem wuchtigeren Sessel.

Als wir hereinkamen, blickte Sanjay auf und lächelte. Das Lächeln galt nicht mir.

»Abdullah! Hussein!«, rief er aus. »Den Kleinkram haben wir schon erledigt. Da ihr jetzt hier seid, können wir uns den echten Problemen zuwenden.«

Da ich vermutete, dass Sanjay die Sitzung ohne mich abhalten wollte, sagte ich: »Sanjaybhai, ich warte draußen, bis du mich brauchst.«

»Nein, Lin, setz dich zu Tariq«, erwiderte Sanjay mit einer vagen Handbewegung. »So, und jetzt müssen wir loslegen.«

Tariq, Khaderbhais vierzehnjähriger Neffe und einziger männlicher Nachkomme, saß im Prunksessel seines Onkels am anderen Ende des Tisches.

Der Junge war schnell gewachsen und schon fast so groß wie die Männer in der Runde. Dennoch wirkte er klein und verloren in diesem mächtigen Sessel, in dem früher der Verbrecherkönig von Süd-Bombay gethront hatte.

Hinter Tariq stand, eine Hand am Griff seines Dolchs, Nasir – Beschützer des Jungen und mein guter Freund.

Ich ging an dem langen Tisch entlang und begrüßte Tariq. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als ich ihm die Hand schüttelte, doch dann erschien sofort wieder der kalte unbeteiligte Ausdruck, der seit Khaderbhais Tod die bronzefarbenen Augen des Jungen verhärtet hatte.

Als ich Nasir ansah, wurde mir ein seltenes Lächeln geschenkt. Es sah so schrecklich aus, dass man Löwen damit das Fürchten lehren konnte, und war eines meiner absoluten Lieblingslächeln aller Zeiten.

Ich setzte mich neben Tariq, Abdullah und Hussein nahmen ihren Plätze ein, und die Sitzung wurde fortgeführt.

Sanjay brachte zunächst geschäftliche Themen zur Sprache: Probleme mit streikenden Hafendarbeitern am Ballard Pier behinderten die Drogeneinfuhr nach Süd-Bombay; einige Fischer am Sassoon Dock, dem Hafen der größten Fischereiflotte der Inselstadt, hatten sich zusammengesetzt und verweigerten die Schutzgeldzahlungen; ein uns wohlgesonnener Stadtrat war bei einer Polizeirazzia in einem von der Company betriebenen Bordell verhaftet worden und verlangte jetzt, dass der Klan-Rat die Sache vertuschte und den guten Ruf des Politikers rettete.

Der Klan-Rat, der diese Razzia eingefädelt hatte, um den Stadtrat noch stärker an sich zu binden, genehmigte das Bestechungsgeld an die Polizei und beschloss, dass man dem Stadtrat im Gegenzug für diesen Gefallen die doppelte Summe abknöpfen werde.

Der letzte Tagesordnungspunkt war komplizierter und ging über das rein Geschäftliche hinaus. Die Sanjay Company und der Rat, der die Angelegenheiten des Klans regelte, kontrollierten ganz Süd-Bombay, das gesamte Gebiet vom Flora Fountain bis Navy Nagar an der südlichen Spitze der Inselstadt.

In diesem Gebiet war die Sanjay Company einziger Schwarzmarkt-Betreiber, aber durchaus nicht bei allen Leuten unbeliebt. Zu dieser Zeit wandten sich die Leute sogar mit ihren Disputen und Kümernissen eher an den Sanjay-Klan als an die Polizei, denn die Mafia war für gewöhnlich schneller, häufig gerechter und in jedem Fall billiger als die Cops.

Als Sanjay Boss des Klans wurde, führte er den Begriff »Company« ein, weil es geschäftsmäßiger klang und auch die anderen Klans der

Stadt sich inzwischen so nannten. Khaderbhai, der den Klan gegründet hatte, war eine herausragende Persönlichkeit gewesen, sein Name allein hatte für Respekt gesorgt. Der Nachhall seines Namens verlieh der Sanjay Company eine Autorität, über die sie in Wahrheit nicht verfügte, und sorgte außerdem dafür, dass zwischen den Klans Frieden herrschte.

Allerdings kam immer mal wieder jemand auf die Idee, eigene Wege zu beschreiten. Ein solches eigenwilliges Element war ein ehrgeiziger Hauseigentümer im Cuffe-Parade-Viertel, wo hohe, teure Apartmenthäuser auf Boden standen, den man dem Meer abgerungen hatte. Dieser Eigentümer hatte seine eigenen Schläger geheuert, was der Sanjay Company, die auf den Ruf ihrer Truppe achten musste, gar nicht gefiel.

Die Privatschläger nun hatten einen Bewohner, der seine Miete nicht zahlte, aus einem Apartment im zweiten Stock geworfen. Der Mieter hatte den Sturz überlebt, war aber auf einer Bude gelandet, in der Haschisch und Zigaretten verkauft wurden. Dabei waren der Händler, bekannt als Shining Patel, und ein Kunde verletzt worden, der ein berühmter Sänger von Sufi-Liedern war.

Der Schaden für Shining Patel und seine Bude fiel für die Sanjay Company unters Geschäft. Die Schädigung des berühmten Sängers jedoch, der von jedem Haschischraucher in Süd-Bombay geliebt wurde, kam einer persönlichen Kränkung gleich.

»Ich habe vorausgesagt, dass so etwas passieren würde, Sanjaybhai«, sagte Faisal und ballte die Faust auf dem Tisch. »Schon seit Monaten habe ich davor gewarnt.«

»Du hast mich davor gewarnt, dass jemand auf Shining Patels Bude fallen würde?«, versetzte Sanjay spöttisch. »Bei dieser Sitzung muss ich gefehlt haben.«

»Ich habe davor gewarnt, dass wir Respekt verlieren«, erwiderte Faisal, jetzt etwas ruhiger. »Ich habe davor gewarnt, dass Disziplin verlorengeht. Niemand fürchtet uns mehr, und das kann ich sogar verstehen. Wenn wir so viel Angst haben, dass wir Söldner vor unsere Tür stellen müssen, sind wir letztlich selbst schuld.«

»Er hat recht«, warf der Kleine Tony ein. »Dieses Problem mit der Scorpion Company zum Beispiel. Das bringt *chuthias* wie diesen Hausbesitzer *bahinchudh* auf die Idee, dass er uns übergehen und seine eigene kleine Privatarmee aufbauen kann.«

»Das ist doch keine *Company*«, versetzte Sanjay verächtlich. »Diese Scorpion-Scheißer werden doch von niemandem anerkannt, auch nicht von den anderen Klans in Bombay. Das ist bloß eine Gang. Ein paar Typen aus Nord-Bombay, die sich hier im Süden breitmachen wollen. Eine alberne kleine Straßengang.«

»Wie man die auch nennt«, sagte Mahmud Melbaaf, »sie machen Probleme. Sie haben Leute angegriffen, die für uns arbeiten. Keinen Kilometer von hier entfernt haben Scorpions zwei von unseren besten Einkommensquellen mit Beilen zerlegt, am helllichten Tag.«

»Genau«, bekräftigte Faisal.

»Deshalb haben wir ja unsere afghanischen Brüder hier im Einsatz«, fuhr Mahmud Melbaaf fort. »Die Scorpions haben versucht, in unsere Reviere am Regal Circle und in Nariman Point vorzustoßen. Ich hab sie davongejagt, aber sie waren zu fünf, und wenn Abdullah nicht bei mir gewesen wäre, dann wäre das anders ausgegangen. Mein Name und auch deiner, Sanjay, flößen denen keinerlei Respekt ein. Und wenn der Kleine Tony nicht letzte Woche diesem Dealer das Gesicht zerschnitten hätte, würde der immer noch vor dem KC College Drogen verhökern, fünfzig Schritte von deiner Tür entfernt. Wenn das kein Problem darstellt, dann weiß ich nicht, was ein Problem ist.«

»Ich weiß«, sagte Sanjay und warf einen raschen Blick auf den Jungen, Tariq.

An dessen ausdruckslosem Blick veränderte sich nichts.

»Ich weiß ja, wovon du redest«, fuhr Sanjay fort. »*Natürlich* weiß ich das. Aber was zum Teufel *wollen* die? Wollen die *Krieg*? Glauben die ernsthaft, sie könnten uns besiegen? Was wollen die denn, diese Ärsche?«

Jeder im Raum wusste, was die Scorpions wollten: Sie wollten unsere Gebiete. Und sie wollten uns vertreiben oder töten.

In der Stille nach dieser rhetorischen Frage ließ ich den Blick über die einzelnen Ratsmitglieder gleiten, um deren Stimmung und ihre Bereitschaft für einen weiteren Krieg um Reviere einzuschätzen.

Sanjay, der ein sensibles Gesicht, aber kalte Augen hatte, senkte den Blick, während er seine Optionen erwog. Ich wusste, dass er dazu neigte, Kampf zu vermeiden und ein Abkommen auszuhandeln, auch mit skrupellosen Feinden wie den Scorpions. Für Sanjay war ein Abkom-

men als solches immer das Wichtigste – wo, wie und mit wem spielte für ihn keine große Rolle.

Er war mutig und radikal, aber sein erster Impuls ging immer dahin, sich freizukaufen. Sanjay war es, der den Sitzungstisch im Ratszimmer hatte aufstellen lassen, und als ich jetzt die Verwirrung und Unentschiedenheit auf dem Gesicht des Anführers sah, wurde mir klar, dass dieser Tisch kein Ausdruck von Stolz oder Angeberei war, sondern Ausdruck von Sanjays wahrer Natur: Er wollte verhandeln und Abkommen treffen.

Der Platz rechts neben Sanjay blieb immer leer, zum Gedenken an Salman, seinen Freund aus Kindertagen, der beim letzten großen Revierkrieg ums Leben gekommen war.

Sanjay hatte einen Überlebenden der besiegten Gang verschont. Und dieser Mann, Vishnu, hatte die Scorpion Gang aufgebaut und bedrohte nun Sanjay selbst. Er wusste, dass die Männer im Klan-Rat, die von vornherein gegen Milde gewesen waren und darauf gedrängt hatten, Vishnu zu töten und das Ganze abzuschließen, die jetzigen Probleme als Bestätigung und als Beweis seiner Führungsschwäche betrachten würden.

Während ich Sanjay beobachtete, glitt dessen rechte Hand unwillkürlich über den auf Hochglanz polierten Tisch, als suchte er nach der Hand und dem Rat seines toten Freundes.

Rechts neben dem leeren Stuhl saß Mahmud Melbaaf, der hagere, wachsamer Iraner, dessen ruhiger Blick und Gleichmut immer unverändert blieben, so heftig man ihn auch provozierte.

Doch seine Ruhe war geboren aus Trauer. Er lachte nie und lächelte äußerst selten. Ein großer Verlust hatte sein Herz getroffen, verweilte dort und vernichtete lebhaftige Gefühle, so wie Sand und Wind in der Wüste Berge verschwinden lassen.

Neben Melbaaf war Faisal platziert, der Ex-Boxer, der beinahe Boxmeister geworden wäre. Doch sein Manager hatte Faisal nicht nur um seine gesamten Preisgelder betrogen, sondern ihm auch noch das Mädchen ausgespannt. Als Faisal den Mann tötete, war das Mädchen auf Nimmerwiedersehen aus der Stadt verschwunden.

Nachdem Faisal, dessen Instinkte so schnell und tödlich waren wie seine Fäuste, seine achtjährige Haftstrafe abgesessen hatte, war er jahrelang als Vollstrecker für die Sanjay Company im Einsatz gewesen. Er hatte den Ruf, rasante Lösungen für Schuldenprobleme zu finden. Gelegent-

lich musste er seine Boxtechnik zum Einsatz bringen, aber manchmal reichten bereits sein vernarbtes Gesicht und der finstere Blick aus, damit Schuldner die ausstehenden Summen im Eilverfahren heranschafften.

Nach dem letzten großen Klan-Krieg waren einige Plätze im Rat leer geblieben, und Faisal war mit einem davon belohnt worden.

Neben Faisal saß dessen ständiger Begleiter, Amir, der mit seinem kugelrunden Schädel, dem vernarbten Gesicht, den buschigen Augenbrauen und dem gepflegten Schnurrbart die glamourös-mysteriöse Aura eines südindischen Filmstars hatte.

Amir war trotz seines beträchtlichen Bauchs ein fantastischer Tänzer. Mit donnernder Bassstimme erzählte er Geschichten, machte Witze über alle außer Abdullah, war bei jeder Party als Erster auf der Tanzfläche und stürzte sich auch als Erster in jede Keilerei.

Amir und Faisal hatten den Drogenhandel in Süd-Bombay unter sich, und ihre Dealer erwirtschafteten ein Viertel der gesamten Einnahmen der Company.

Der Platz neben Amir wurde von dessen Schützling eingenommen, dem jungen Gangster Andrew Ferreira, den man Amir zuliebe in den Rat aufgenommen hatte. Ferreira war für die Prostitution- und Pornographie-Rackets zuständig, die man im letzten Revierkrieg erbeutet hatte.

Das strahlende Lächeln dieses hellhäutigen jungen Mannes mit den sandbraunen Haaren und kamelfarbenen Augen trug jene trügerische Unschuld in sich, deren Fundament eine Grausamkeit ist, die aus Angst und Verschlagenheit erwächst. Ich hatte erlebt, wie die Fassade einbrach, hatte das Zucken der Peitsche in seinen Augen gesehen. Doch die anderen schienen das nicht zu bemerken; unter seinem Lächeln verbarg er erfolgreich seinen wahren Charakter.

Aber Ferreira wusste, dass ich ihn durchschaut hatte, und wenn er mich ansah, stand immer die Frage in seinen Augen: *Wieso kannst du mich erkennen?*

Zwischen Ferreira und mir wäre es um ein Haar zu Gewalt gekommen, und wir wussten beide, dass irgendwann ein Zweikampf anstand.

Als ich den jungen Mann jetzt betrachtete, war ich mir ziemlich sicher, dass er nicht alleine sein würde, wenn es hart auf hart kam. Sondern er würde sich auf den Beistand seines kraftvollen Freundes Amir verlassen.

Der Nächste in der Runde war Farid, bekannt als Farid der Macher,

der Khaderbhai ebenso leidenschaftlich ergeben gewesen war wie der betagte Nasir. Farid gab sich die Schuld an Khaderbhais Tod in Afghanistan. Trotz unserer Einwände war er überzeugt, wenn er damals im Schnee bei uns gewesen wäre, wäre Khaderbhai noch am Leben.

Seine Schuldgefühle und seine Verzweiflung machten Farid unberechenbar, trieben ihn jedoch auch in eine tiefere Verbundenheit mit mir. Ich hatte Farid immer schon sehr gemocht. Ich mochte seine Wut und seine Bereitschaft, sich Hals über Kopf ins Getümmel zu stürzen – wo Farid auftauchte, warf er seinen Schatten voraus.

Als ich ihn an diesem Tag ansah, in dem langen Schweigen, das über uns lag, während Sanjay versuchte, eine Entscheidung über den Umgang mit aufsässigen Hausbesitzern, konkurrierenden Auftragsschlägern und machtgerigen Scorpions zu treffen, schaute Farid mich an, und in seinen Augen glommen noch immer Leid und Trauer. Und einen Moment lang war ich wieder dort, auf dem schneebedeckten Berg, und blickte auf das steinerne Gesicht von Khaderbhai – dem Mann, den Farid und ich Vater, Vater, Vater genannt hatten.

Derjenige in der Runde, der vor Hussein und Abdullah saß, Rajubhai, hüstelte dezent. Rajubhai war für die Geldgeschäfte der Company zuständig. Seine gewaltige Leibesfülle bewegte er mit Stolz, und er wirkte wie einer der angesehenen Alten aus einem fernen Dorf, war aber geborener Mumbaiker.

Unter seiner knielangen ärmellosen Kurta-Tunika trug er den traditionellen *dhoti*, und ein prächtiger rosa Turban thronte auf seinem Kopf. Rajubhai, der sich nur im entspannten Ambiente seines Büros richtig wohlfühlte, wirkte unruhig und blickte immer wieder auf seine Uhr, wenn Sanjay gerade wegschaute.

»Okay«, sagte Sanjay schließlich. »Dieser Hausbesitzer traut sich was, das muss man ihm lassen, aber so geht es nicht. Sein Verhalten setzt falsche Zeichen, und das kann vor allem zurzeit absolut nicht geduldet werden. Abdullah, Hussein, Farid – ihr schnappt euch einen von diesen Mietschlägern. Und zwar den breitesten und stärksten, den Anführer. Schafft ihn in den zweiten Stock von diesem anderen Gebäude, diesem neuen Apartment-Tower, der da grade in Navy Nagar gebaut wird.«

»Ji«, erwiderte Abdullah. *Sir*.

»In diesen neuen Räumen, wo der Hausbesitzer im letzten Monat die

Scorpions bezahlt hat statt uns, schmeißt ihr den *Madachudh* aus dem Fenster, nach Möglichkeit auf die Container der Bauleitung oder auf was anderes, setzt ein klares Zeichen, sowohl für die Baufirma als auch für diese Scorpion-Schleifer. Vorher heizt ihr dem Typen gründlich ein und findet raus, was er weiß. Wenn er den Sturz aus dem Fenster überlebt, darf er sich verdrücken.«

»*Zaruur*.« Abdullah nickte. *Geht klar*.

»Dann«, fuhr Sanjay fort, »greift ihr euch den Rest dieser Truppe, schafft sie zu dem Hausbesitzer und sorgt dafür, dass sie ihn zusammenschlagen. Seine eigenen Mietschläger sollen ihm die Scheiße aus dem Leib prügeln. Danach zerschneidet ihr denen das Gesicht und jagt sie aus der Stadt.«

»*Zaruur*.«

»Wenn der Hausbesitzer wieder bei sich ist, sagt ihr ihm, dass die Steuer, die er uns zu zahlen hat, jetzt doppelt so hoch ist, weil er uns so viel Mühe gemacht hat und so viel Zeit verbraucht hat. Und er muss die Krankenhausrechnungen von Shining Patel und Rafiq bezahlen. Bester Quawwali-Sänger, den ich je gehört hab, der Mann. Eine Schande, dem so was anzutun.«

»Allerdings«, pflichtete Mahmud Melbaaf ihm bei.

»Eine Schande«, seufzte Amir.

»Hast du alles verstanden, Abdullah?«, fragte Sanjay.

»Ja. Hab ich.«

Sanjay holte tief Luft, pustete sie dann mit aufgeblasenen Wangen aus und blickte in die Runde.

»Sind wir durch?«, fragte er.

Ein kurzes Schweigen entstand, aber dann meldete sich Rajubhai zu Wort. »Zeit und Geld verrinnen rasch«, sagte er und schlüpfte in seine Sandalen.

Alle standen auf und nickten Tariq in seinem Prunksessel zu, bevor sie den Raum verließen. Als auch Sanjay zur Tür ging, trat ich zu ihm.

»Sanjaybhai?«

»Ah, Lin«, sagte er und drehte sich rasch um. »Wie war's in Goa? Gute Arbeit, die Waffen, die du mitgebracht hast.«

»Es war ... alles okay in Goa.«

»Aber?«

»Aber zweierlei ist mir unklar seit meiner Rückkehr. Die Cycle Killers und die Afghanen. Was läuft hier?«

Wut verfinsterte Sanjays Gesicht, und seine Lippen kräuselten sich erbost. Er beugte sich dicht zu mir und raunte: »Verwechsle deinen Nutzen nicht mit deinem Wert, Lin. Ich habe dich wegen dieser Waffen nach Goa geschickt, weil alle meine besseren Männer dort unten zu bekannt sind. Und weil ich verhindern wollte, dass meine guten Leute verhaftet werden, falls beim ersten Versuch was schiefläuft. Hab ich mich klar ausgedrückt?«

»Du hast mich hergerufen, um mir das zu sagen?«

»Ich habe dich nicht zu dieser Sitzung einbestellt und dir auch nicht gestattet, daran teilzunehmen. Beides würde ich nicht tun, und es gefällt mir auch nicht im Geringsten. Es war Tariq, der dich hat rufen lassen und der wollte, dass du bei dem Treffen dabei bist.«

Wir blickten beide zu dem Jungen.

»Wenn du einen Moment Zeit hättest, Lin?«, sagte Tariq förmlich, aber entschieden.

Das war keine Bitte.

»Na dann«, sagte Sanjay in normaler Lautstärke und schlug mir auf die Schulter. »Ich geh dann mal. Kann nicht verstehen, wieso du überhaupt zurückgekommen bist, Lin. Ich *liebe* Goa. An deiner Stelle wär ich abgetaucht und würde für immer am Strand leben. Hätte es dir nicht übel genommen, wenn du das gemacht hättest.«

Sanjay ging hinaus, und ich ließ mich wieder neben Tariq nieder. Ich war so wütend, dass es eine Weile dauerte, bis ich dem Jungen in die Augen schauen konnte. Eine gute Minute verging, bis Tariq schließlich mit einem kleinen Lächeln sagte: »Willst du mich nicht fragen?«

»Was denn, Tariq?«

»Warum ich dich zu der Ratssitzung rufen ließ.«

»Ich geh mal davon aus, dass du früher oder später darauf zu sprechen kommen wirst«, antwortete ich, auch lächelnd.

Tariq sah aus, als wolle er lachen, bewahrte aber seine ausdruckslose Miene. »Weißt du, Lin, das gehört zu den Eigenschaften, die mein Onkel am meisten an dir geschätzt hat«, sagte er. »Er hat immer mal wieder gesagt, in deinem tiefsten Inneren seiest du mehr *Inshallah* als alle anderen von uns.«

Ich antwortete nicht. *Inshallah* bedeutete *So Gott will*, und ich vermutete, dass Tariq damit meinte, ich sei fatalistisch.

Doch das traf nicht zu. Ich stellte ihm keine Fragen, weil mir gleichgültig war, was Tariq machte. Ich interessierte mich für Menschen, und einige lagen mir sehr am Herzen, aber alles andere interessierte mich nicht. In diesen Jahren nach meiner Flucht aus dem Gefängnis war mir gleichgültig, was mit mir geschah. Die Zukunft sah immer aus wie Feuer, und die Vergangenheit war noch immer düster.

»Als mein Onkel starb«, fuhr Tariq fort, »haben wir die Anweisungen in seinem Testament ausgeführt und seine vielen Besitztümer aufgeteilt.«

»Das weiß ich.«

»Wie du auch weißt, habe ich dieses Haus und eine beträchtliche Geldsumme erhalten.«

Ich warf Nasir einen Blick zu. Die Miene des alten Soldaten war grimmig und reglos, doch das Zucken einer Augenbraue verriet ein gewisses Interesse.

»Und du«, sprach Tariq weiter, »hast nichts von Khaderbhai bekommen. Du wurdest im Testament nicht erwähnt.«

Ich hatte Khaderbhai geliebt. Verletzte Söhne haben immer zwei Väter: den beschädigten Vater, der sie gezeugt hat, und den anderen, den ihr gekränktes Herz erwählt hat. Ich hatte Khaderbhai erwählt und ihn geliebt.

Aber in jenem inneren Raum, in dem man in den Spiegel der Wahrheit blickt, war ich sicher, dass Khaderbhai mich zwar vielleicht sehr geschätzt, aber auch als Figur in seinem großen Spiel betrachtet hatte.

»Das hatte ich auch nicht erwartet.«

»Du hattest nicht erwartet, dass du in Erinnerung bleibst?«, fragte Tariq und legte dabei den Kopf schief.

Genau diese Geste hatte ich bei Khaderbhai gesehen, wenn er mich in philosophischen Diskussionen herausforderte.

»Obwohl du ihm so nah warst? Obwohl er dich mehr als nur einmal als seinen Liebling bezeichnet hat? Obwohl Nasir und du bei ihm wart in der Mission, die meinen Onkel das Leben gekostet hat?«

»Dein Englisch ist verdammt gut geworden«, merkte ich an, um das Thema zu wechseln. »Diese neue Lehrerin leistet offenbar hervorragende Arbeit.«

»Ich mag sie«, erwiderte Tariq, aber dann flackerte sein Blick unruhig,

und er fügte hastig hinzu: »Ich meine, ich habe große *Achtung* vor meiner Lehrerin. Ihr Unterricht ist exzellent. Auch besser als deiner, Lin, wenn ich das mal so sagen darf.«

Ein Schweigen entstand, und ich legte die Hände auf die Knie, als Zeichen, dass ich bereit war zum Aufbruch.

»Gut, dann ...« Ich stand auf.

»Warte!«, sagte Tariq rasch.

Ich runzelte die Stirn und sah den Jungen prüfend an. Als ich die Bitte in seinen Augen sah, setzte ich mich wieder und verschränkte die Arme vor der Brust.

»In ... in dieser Woche«, begann Tariq, »haben wir weitere Dokumente meines Onkels entdeckt. Sie waren in seinem Koran verlorengegangen – oder nicht *verlorengegangen*, sondern bislang einfach nicht gefunden worden. Mein Onkel muss die Dokumente in den Koran gelegt haben, bevor er nach Afghanistan aufbrach.«

Der Junge verstummte, und ich sah wieder seinen stämmigen Beschützer an, meinen Freund Nasir.

»Mein Onkel hat dir ein Geschenk hinterlassen«, sagte Tariq unvermittelt. »Ein Schwert. Sein eigenes Schwert, das seinem Urgroßvater gehört hatte und das zweimal im Kampf gegen die Briten eingesetzt wurde.«

»Das kann nur ein Irrtum sein.«

»Die Dokumente sind sehr präzise«, erwiderte Tariq steif. »Mein Onkel wünschte, dass im Falle seines Todes dieses Schwert dir übergeben werden soll. Nicht als Erbe, sondern als Geschenk, aus meinen Händen direkt in deine. Du wirst mir jetzt die Ehre erweisen, es anzunehmen.«

Nasir brachte das Schwert, entfernte Schichten von schützendem Seidenstoff und überreichte es mir auf beiden Händen.

Das lange Schwert steckte in einer breiten Silberscheide, auf die Falken im Fluge eingraviert waren. Auf der Spitze stand ein Zitat aus dem Koran. Das Heft bestand aus Lapislazuli, Türkisintarsien kaschierten die Metallnieten. Ein elegant geschwungener Griff aus getriebenem Silber verband Knauf und Parierstange.

»Das muss ein Irrtum sein«, insistierte ich und starrte auf das kostbare Erbstück. »Dieses Schwert müsste doch dir gehören. Es gebührt *dir*.«

Der Junge lächelte, dankbar und wehmütig zugleich.

»Du hast wohl recht, es müsste eigentlich mir gehören«, sagte er. »Aber diese Aufzeichnungen stammen von Khaderbhais Hand, und es gibt keinerlei Zweifel. Das Schwert gehört dir, Lin. Und komm bitte nicht auf die Idee, es abzulehnen. Ich kenne dich. Solltest du versuchen, es zurückzugeben, werde ich gekränkt sein.«

»Aber da ist noch etwas anderes«, wandte ich ein, ohne den Blick von dem Schwert zu wenden. »Du weißt, dass ich in meinem Land aus dem Gefängnis geflüchtet bin. Ich könnte jederzeit verhaftet und wieder dorthin zurückgeschickt werden. Dann könnte das Schwert verlorengehen.«

»In Bombay wirst du niemals Probleme mit der Polizei bekommen«, wandte Tariq ein. »Du gehörst zu uns. Hier kann dir nichts widerfahren. Und falls du die Stadt für längere Zeit verlassen musst, kannst du das Schwert in Nasirs Obhut geben, und er wird es für dich hüten.«

Er nickte Nasir zu, der sich weiter vorbeugte, damit ich ihm das Schwert aus den Händen nahm. Ich sah ihn an, und Nasirs Mund verzog sich zu der Grimasse, die bei ihm ein Lächeln bedeutete.

»Nimm das Schwert«, sagte er auf Urdu. »Und ziehe es.«

Das Schwert war leichter, als ich erwartet hatte. Ich ließ es eine Weile auf meinen Knien ruhen.

In jener stillen Minute in der verlassenen Villa zögerte ich. Ich fürchtete Fluten von schmerzhaften Erinnerungen, wenn ich das Schwert zöge. Doch die Tradition verlangte diese Geste, mit der ich das Geschenk annahm.

Ich zog das Schwert aus der Scheide ins Licht und stand auf, hielt es an meiner Seite. Die Spitze war nur einen Fingerbreit vom Marmorboden entfernt. Und ich spürte sie wirklich – die Macht eines Gegenstands, Erinnerungen zum Strömen zu bringen.

Ich steckte das Schwert in die Scheide zurück und sah Tariq an. Mit einem Nicken wies der Junge erneut auf den Stuhl neben sich, und ich setzte mich, legte das Schwert quer über meine Knie.

»Dieser Text«, sagte ich. »Ich kann Arabisch nicht lesen.«

»*Inna Lillahi wa inna ...*«, begann Tariq aus dem Koran zu zitieren.

»... *ilaihi raji'un*«, sprach ich weiter.

Ich kannte diese Worte. *Zu Allah gehören wir, und zu ihm kehren wir heim.* Jeder Muslim sprach sie, bevor er sich in einen Kampf begab. Auch wir anderen, die wir keine Muslime waren, sagten es, für alle Fälle.

Die Bitterkeit in Tariqs Blick, weil ich nicht einmal die Inschrift auf dem Schwert seiner Ahnen entziffern konnte, entging mir nicht. Ich konnte den Jungen gut verstehen – es gebührte mir nicht, dieses traditionsreiche Familienerbstück zu besitzen.

»Bei diesen Papieren in der Heiligen Schrift haben wir auch einen Brief gefunden«, sagte Tariq förmlich. »Der Brief ist an dich gerichtet.«

Etwas in mir hob den Kopf, bedrohlich wie eine Kobra. Ich wollte keinen Brief. Ich mag Briefe nicht. Jede dunkle Vergangenheit ist ein Vampir, der sich vom Blut der lebendigen Zeit nährt, und Briefe sind seine Handlanger.

»Weil wir zuerst nicht wussten, dass der Brief für dich bestimmt ist«, fuhr Tariq fort, »fingen wir an zu lesen und merkten erst bei der Hälfte, dass es der letzte Brief meines Onkels an dich ist. Dann haben wir sofort aufgehört zu lesen. Wir wissen nicht, wie der Brief endet. Aber wir wissen, dass er mit Sri Lanka beginnt.«

Manchmal strömt der Fluss des Lebens direkt auf Felswände zu. Der Brief, das Schwert, die Entscheidungen des Rates, *Verwechsle deinen Nutzen nicht mit deinem Wert*, die Cycle Killers, Waffen aus Goa, Sri Lanka: scheinbar zufällige Elemente, die jedoch Folgen nach sich zogen. Und wenn sich die Felswände nähern, hat man die Wahl: entweder im Boot bleiben oder in den Fluss springen.

Nasir reichte Tariq einen silbrigen Umschlag, den der Junge ein paar mal leicht gegen seine Handfläche schlug.

»Die Geschenke meines Onkels«, sagte er dann leise, »waren immer mit Bedingungen verknüpft, und man konnte sie nicht annehmen ohne ...«

»Verpflichtungen«, beendete ich den Satz für ihn.

»*Unterwerfung*«, hatte ich sagen wollen. Dieses Haus hier hat mir Khaderbhai in seinem Testament vermacht, unter der Bedingung, dass ich es bis zu meinem achtzehnten Geburtstag keine einzige Sekunde verlassen darf.«

Ich versuchte gar nicht erst, meinen Schock zu verbergen. Mir war nicht annähernd bewusst gewesen, was Tariq durchmachte und wie er sich entwickelte.

»Was?«

»Es ist nicht so schlimm«, erwiderte Tariq mit verbissener Miene.

»Meine Lehrer kommen zu mir. Ich kann alles hier lernen: Englisch, Naturwissenschaften, Islamstudien, Wirtschaft und die Kampfkünste. Außerdem sind Nasir und alle Dienstboten immer bei mir.«

»Aber du bist vierzehn Jahre alt, Tariq. Dann hast du noch vier Jahre dieses Lebens vor dir. Triffst du denn wenigstens andere junge Leute?«

»In meiner Familie kämpfen Männer mit fünfzehn Jahren und werden auch Anführer«, entgegnete Tariq mit kaltem Zorn. »Und ich lebe in meinem Alter bereits gemäß meinem Schicksal. Kannst du das von *dir* auch behaupten?«

Die Entschiedenheit der Jugend ist die stärkste Energie, über die wir jemals in unserem Leben verfügen. Ich wollte Tariqs leidenschaftliches Pflichtgefühl nicht kritisieren, sondern mich nur vergewissern, dass der Junge sich im Klaren war über Alternativen.

»Tariq«, seufzte ich. »Ich habe keinen blassen Schimmer, was du mir sagen willst.«

»Ich werde nicht einfach nur in die *Fußstapfen* meines Onkels treten«, sagte Tariq so langsam und deutlich, als wäre nicht er, sondern ich ein Kind, »vielmehr werde ich eines Tages Khaderbhai *sein*, Anführer all jener Männer, die heute hier waren. Dann werde ich auch *dein* Anführer sein, Lin. Wenn du noch bei uns bist.«

Ich sah wieder Nasir an. Er erwiderte meinen Blick, und in seinen Augen glomm Stolz auf. Ich wandte mich ab und steuerte die Tür an.

»Der Brief!«, sagte Tariq rasch.

Ich fuhr herum, plötzlich wütend, doch bevor ich sprechen konnte, hielt Tariq den Brief hoch.

»Am Anfang wird Sri Lanka erwähnt«, sagte der Junge und hielt mir den silbrigen Umschlag hin. »Es war Khaderbhais Wunsch, dass du dorthin reist. Und du hast es ihm versprochen, nicht wahr?«

»Ja, habe ich«, antwortete ich und nahm dem Jungen den Brief aus den schmalen Händen.

»Von unseren Agenten in Trincomalee wissen wir, dass du dein Versprechen in Kürze einlösen solltest.«

»Wann?«, fragte ich, in Händen Brief und Schwert, das Doppelvermächtnis.

»Bald«, antwortete Tariq mit einem Blick auf Nasir. »Abdullah gibt dir Bescheid. Aber halte dich bereit. Es wird nicht mehr lange dauern.«

Die Unterredung war beendet. Der Junge blieb formvollendet sitzen, doch ich spürte, dass er gerne aufgestanden wäre. Und es kaum erwarten konnte, dass ich ging.

Ich steuerte die Tür an, die in den Innenhof hinausführte, begleitet von Nasir. Bevor ich hinausging, warf ich noch einmal einen Blick auf den hochaufgeschossenen Jungen. Aufrecht saß er in dem Prunksessel, den Ellbogen auf der Lehne, das Kinn in die Hand gestützt.

Der Daumen seiner Hand ruhte auf seiner Wange, in der sich Grübchen abzeichneten, die restlichen Finger waren auf der Stirn gespreizt. Genau diese Haltung hatte Khaderbhai eingenommen, wenn er in Gedanken versunken war.

An der Eingangstür brachte Nasir einen langen Baumwollbeutel zum Vorschein, in dem sich das Schwert perfekt verbergen ließ. Die Tasche war mit einem Schulterriemen ausgestattet, so dass ich das Schwert quer über dem Rücken tragen konnte.

Nasir streifte mir den Beutel über und zupfte daran herum, bis er richtig saß. Dann umarmte er mich hastig und verstohlen und so wuchtig, dass meine Knochen knackten.

Ohne weitere Worte oder Blicke eilte er auf seinen krummen Beinen davon, um schnell zurückzukehren zu Tariq, dem jungen Mann, der Nasirs Meister und seine einzige Liebe war: Khaderbhai, erneut zum Leben erstanden, damit Nasir ihm dienen konnte.

Als ich ihm nachsah, erinnerte ich mich an die Zeit, als die große Villa erfüllt war von üppig wuchernden Pflanzen und dem klangvollen Plätschern des Springbrunnens und als zahme Tauben Nasir auf Schritt und Tritt folgten. Sie hatten ihn geliebt.

Doch jetzt gab es keine Vögel mehr in diesem Haus, und der einzige Laut, den ich hörte, war ein metallisches Klacken, das mich an Zähneklappern in eisiger Kälte erinnerte – Patrone um Patrone landete in den kleinen sargähnlichen Messingkammern einer Kalaschnikow.

ACHTES KAPITEL

Draußen auf der Straße glühten alle Gesichter im Abendlicht, als erröteten die Menschen beim Gedanken daran, was die Nacht wohl bringen würde. Abdullah wartete auf mich, und als er mich sah, gab er den Jungen, die unsere Maschinen gehütet hatten, ein paar Rupien. Die Jungs jubelten begeistert und rannten zu den Läden an der Ecke, um Zigaretten zu kaufen.

Wir fädelten uns in den Verkehr ein, und als wir an einer roten Ampel hielten, sagte ich: »Ich hole Lisa im Mahesh Hotel ab. Kommst du mit?«

»Ich fahre mit dir dorthin«, antwortete Abdullah ernst, »aber dann muss ich weiter. Ich habe noch zu tun.«

Schweigend fuhren wir die Mohammed Ali Road entlang, die von zahlreichen Geschäften gesäumt war. Auf die Parfümbasare folgten Süßwarenläden mit ihren zuckrigen Düften nach Firni, Rabdi und Falooda, und auf das bunte, funkelnde Glitzern der Schmuckgeschäfte über eine lange Strecke die prachtvollen Muster von Perserteppichen.

Wo die Straße nahe dem Crawford Market in einem Gewimmel von Handkarren endete, nahmen wir eine Abkürzung und drängten uns durch eine Einbahnstraße und durch das Chaos einer weiteren großen Kreuzung.

Als wir wieder in der korrekten Richtung mit dem Verkehrsstrom unterwegs waren, mussten wir in der endlosen Rotphase am Metro Cinema halten. Auf einem monumentalen Plakat am Obergeschoss des Kinos erzählten die Gesichter von Helden und Schurken in grellen Grün-, Gelb- und Lilatönen Geschichten von Liebe und Kampf, umrankt von einem Gewirr aus Schusswaffen und Schwertern.

Familien, in Autos und Taxis gequetscht, starrten zu dem Plakat hoch. Ein Junge in einem Auto neben uns winkte mir zu, deutete auf das Pla-

kat, formte die Hand zur Pistole und zielte auf mich. Als er den Abzug drückte, tat ich, als hätte er mich in den Arm getroffen, und der Junge lachte ebenso wie seine Eltern und Leute in anderen Autos. Die Mutter des Jungen, eine Frau mit liebem, freundlichem Gesicht, drängte ihn, noch mal auf mich zu schießen. Der Junge zielte mit seinem Handrevolver auf mich, kniff ein Auge zu und feuerte. Ich gab die Bösewicht-erledigt-Nummer und sank auf den Tank meines Motorrads.

Als ich mich wieder aufrichtete, sah ich die Leute in allen Autos lachen, klatschen oder winken. Ich verbeugte mich, und als ich mich umdrehte, blickte ich ins tödlich beschämte Gesicht von Abdullah.

Wir gehören dem Klan an, konnte ich ihn förmlich denken hören. *Respekt und Furcht. Das eine oder das andere sollte man uns entgegenbringen. Oder beides. Respekt und Furcht.*

Sein Gesicht entspannte sich erst wieder beim Anblick des Ozeans an der Küstenstraße zum Mahesh Hotel. Abdullah fuhr ein gemächliches Tempo, eine Hand am Lenker, eine Hand in die Hüfte gestützt. Ich fuhr so dicht an ihn heran, dass ich ihm die linke Hand auf die Schulter legen konnte.

Als wir anhielten und uns zum Abschied die Hand schüttelten, stellte ich eine der Fragen, die mich während der Fahrt beschäftigt hatten.

»Wusstest du von dem Schwert?«

»Jeder weiß davon, Lin, mein Bruder.«

Unsere Hände lösten sich, aber Abdullah sah mich unverwandt an.

»Einige«, sagte er dann bedächtig, »sind neidisch, weil Khaderbhai das Schwert dir hinterlassen hat.«

»Andrew.«

»Ja, aber er ist nicht der Einzige.«

Ich blieb stumm, und der Fluch, den ich nicht aussprach, brannte in meinem Mund. Sanjays Satz, *Verwechsle deinen Nutzen nicht mit deinem Wert*, hatte in mein Herz eingeschlagen wie ein Blitz, und eine innere Stimme rief, ich solle verschwinden, wegrennen, das Weite suchen, bevor es böses Blut geben würde. Und Sri Lanka stand auch noch an.

»Wir sehen uns morgen, *Inshallah*«, sagte ich.

»Morgen, *Inshallah*«, erwiderte Abdullah und fuhr los. Ohne sich noch einmal umzudrehen, rief er: »*Allah hafiz!*« Möge Gott dich beschützen!

»Allah hafiz«, sagte ich zu mir selbst.

Die Sikh-Wachmänner am Eingang zum Mahesh Hotel betrachteten interessiert den schwertförmigen Beutel auf meinem Rücken, ließen mich aber mit einem Nicken und einem Lächeln passieren. Sie kannten mich gut, weil ich häufig hier auftauchte.

In den meisten Hotels der Stadt wurden mir nämlich von Security-Leuten und Empfangschefs Pässe zugespielt, die zurückblieben, wenn Gäste verschwunden waren, ohne ihre Rechnung zu begleichen. Manchmal bekam ich pro Monat fünfzehn oder mehr von diesen Ausweisen – und diese Sorte war uns Dokumentenfälschern am liebsten, weil sie von ihren Besitzern aus naheliegenden Gründen nicht als verloren gemeldet wurden.

In jedem Fünf-Sterne-Hotel der Welt gibt es im Büro der Security eine Fotowand mit Bildern von Leuten, die das Weite gesucht haben, ohne die Rechnung zu bezahlen. Meistens wurde diese Wand betrachtet, weil man Kriminelle suchte. Ich benutzte sie zum Einkaufen.

Als ich in die Lobby kam, hielt ich in der offenen Lounge Ausschau nach Lisa und entdeckte sie mit Freunden an den breiten, hohen Fenstern zur Seeseite.

Ich beschloss, mir den Straßenstaub von Gesicht und Händen zu waschen, bevor ich Lisa begrüßte, und steuerte die Herrentoilette an. Als ich gerade reingehen wollte, hörte ich eine Stimme hinter mir.

»Ist das ein Schwert auf deinem Rücken, oder regst du dich nur auf, weil ich in der Nähe bin?«

Als ich mich umdrehte, sah ich Ranjit vor mir, den gutaussehenden Medientycoon, durchtrainierten Sportler und politischen Aktivisten – jenen Mann, den Karla, meine Karla, geheiratet hatte. Ranjit lächelte mich an.

»Ich rege mich immer auf, wenn du in der Nähe bist, Ranjit. Leb wohl.« Sein Lächeln wirkte aufrichtig. Ich wollte es mir aber nicht genau ansehen, weil der Mann mit Karla verheiratet war. »Mach's gut, Ranjit.«

»Was? Nein, warte!«, sagte er hastig. »Ich würde gern mit dir sprechen.«

»Das haben wir grade getan. Leb wohl.«

»Nein, im Ernst jetzt!«, sagte er und trat dichter zu mir. Das Lächeln war beinahe unverändert. »Ich hatte hier gerade eine Sitzung und war auf dem Weg nach draußen, aber ich bin froh, dass ich dich treffe.«

»Triff jemand anderen, Ranjit.«

»Bitte. Bitte. Dieses Wort ... benutze ich nicht täglich.«

»Was willst du?«

»Es ... es gibt etwas, worüber ich mit dir sprechen möchte.«

Ich schaute zu Lisa hinüber, die gerade aufblickte und mich sah. Mit einem Kopfnicken bedeutete ich ihr, dass ich in Kürze bei ihr sein würde. Sie nickte auch und wandte sich wieder ihren Freunden zu.

»Was gibt's?«, fragte ich Ranjit.

Erstaunen zeichnete sich auf seinen feinen Gesichtszügen ab. »Wenn es kein guter Zeitpunkt ist ...«

»Für uns gibt es keine guten Zeitpunkte, Ranjit. Sprich.«

»Lin ... ich bin sicher, dass wir Freunde sein könnten, wenn wir ...«

»Es kann hier nicht um uns gehen, Ranjit. Uns verbindet nichts.«

»Das hört sich an, als könntest du mich nicht leiden«, erwiderte Ranjit.

»Aber du kennst mich doch gar nicht.«

»Ich mag dich nicht. Und das, ohne dich zu kennen. Würde ich dich besser kennenlernen, würde es garantiert noch schlimmer werden.«

»Aber wieso?«

»Was meinst du damit?«

»Wieso magst du mich nicht?«

»Hör zu, wenn du vorhast, hier in der Lobby rumzustehen und jeden anzuquatschen, der dich nicht leiden kann, solltest du dir lieber ein Zimmer nehmen. Dann bist du nämlich für den Rest der Nacht hier.«

»Aber ... das ist doch ... ich verstehe das nicht.«

»Du legst es darauf an, Karla zu gefährden«, sagte ich entschieden.

»Das missfällt mir. Und weil du das tust, kann ich dich nicht leiden. Ist das so weit verständlich?«

»Über Karla wollte ich mit dir reden«, entgegnete er und betrachtete mich forschend.

»Was ist mit Karla?«

»Ich möchte dafür sorgen, dass sie in Sicherheit ist.«

»Was meinst du damit?«

Er runzelte die Stirn, gab ein erschöpftes Seufzen von sich und ließ resigniert den Kopf hängen.

»Ich weiß nicht mal, wo ich anfangen soll ...«, murmelte er.

Ich schaute mich um und entdeckte zwei freie Sessel in der geräumi-

gen Lobby. Wir setzten uns einander gegenüber, und ich legte mir das verhüllte Schwert quer über die Knie.

Sofort näherte sich ein Kellner, aber ich wies ihn mit einem Lächeln ab. Ranjit starrte noch eine Weile auf den Boden. Dann zuckte er die Achseln und richtete sich auf.

»Ich bin seit einiger Zeit ziemlich intensiv in die Politik involviert«, begann er. »Leite einige wichtige Kampagnen. Ich werde dafür in sämtlichen Presseorganen angegriffen, die nicht mir gehören. Du hast wahrscheinlich davon gehört.«

»Ich habe gehört, dass du Stimmen gekauft hast«, sagte ich. »Das macht die Leute nervös. Zurück zu Karla.«

»Hast du ... Hast du mit Karla gesprochen?«

»Wieso willst du das wissen?«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Das reicht, Ranjit.«

Ich machte Anstalten aufzustehen, aber er fuhr fort: »Lass mich das bitte erzählen. Ich habe eine massive Pressekampagne gegen den Spear of Karma gestartet.«

»Und genau das gefährdet Karla, wenn du nicht damit aufhörst.«

»Ja ... darüber wollte ich eben mit dir sprechen. Ich ... Mir ist klar, dass du sie noch immer liebst.«

»Nun reicht es endgültig.« Ich stand auf, aber Ranjit packte mich am Handgelenk. Ich schaute auf seine Hand. »Das würde ich dir nicht raten«, sagte ich.

Er ließ mich los. »Bitte geh nicht, Lin. Bitte bleib und hör dir an, was ich sagen will.«

Ich setzte mich wieder, fixierte Ranjit mit finsterem Blick.

»Mein Verhalten mag dir nicht gefallen«, redete er hastig weiter, »aber ich dachte mir, du würdest bestimmt wissen wollen, wenn Karla in Gefahr ist.«

»Du bringst sie in Gefahr, und *du* solltest das lassen. Und zwar schnell.«

»Willst du mir drohen?«

»Ja. Freut mich sehr, dass es zu diesem Gespräch kam.«

Wir starrten uns an, in der typischen Stimmung zwischen Jäger und Gejagtem: aufgebracht, wachsam, zu allem bereit.

Karla. Seit ich sie Jahre zuvor an meinem ersten Tag in Bombay kennenlernte, war mein Herz ein Falke auf ihrem Handgelenk.

Sie hatte mich ausgenutzt. Sie hatte mich geliebt, bis ich sie geliebt hatte. Sie hatte mich für Khaderbhai rekrutiert. Als dann das vergossene Blut von Liebe, Hass und Rache aufgewischt war und die Wunden zu einem Narbengeflecht verheilt waren, hatte Karla den hübschen, lächelnden Millionär Ranjit geheiratet, ohne dabei den Blick von mir zu wenden.

Ich schaute zu Lisa hinüber, meiner schönen und klugen Partnerin, die bei ihren Künstlerfreunden saß. Etwas in meinem Mund schmeckte sauer, und mein Herz schlug schneller. Seit zwei Jahren hatte ich kein Wort mit Karla gewechselt, kam mir aber dennoch Lisa gegenüber wie ein Verräter vor, weil ich hier mit Ranjit hockte, der über Karla sprach.

»Ich sehe es dir an«, sagte er jetzt. »Du liebst sie immer noch.«

»Möchtest du, dass ich dich schlage, Ranjit? Es ist nämlich gleich so weit.«

»Nein, das will ich natürlich nicht. Ich weiß nur, dass du sie noch liebst«, sagte er, und es hörte sich aufrichtig und ernsthaft an, »weil ich es an deiner Stelle auch tun würde, selbst wenn sie mich verlassen und einen anderen geheiratet hätte. Es gibt nämlich nur eine Karla. Und jeder Mann kann sie auf nur eine einzige verrückte Art lieben. Das wissen wir beide.«

Das Beste an einem Geschäftsanzug ist immer, dass man im Zweifelsfall jede Menge Stoff zur Verfügung hat. Ich packte eine Handvoll Anzug, Hemd, Krawatte.

»Hör auf, über Karla zu reden«, knurrte ich. »Bevor es zu spät ist.«

Er öffnete den Mund, wahrscheinlich um zu schreien, überlegte es sich dann aber anders. Er war in einer Machtposition, mischte in der Politik mit, um sich noch mehr Macht zuzulegen, und konnte es sich nicht leisten, Aufsehen zu erregen.

»Bitte, Lin. Bitte, ich habe nicht die Absicht, dich zu verärgern«, sagte er. »Ich möchte nur, dass du Karla *hilfst*. Wenn mir etwas zustößt, bitte versprich mir, dass ...«

Ich ließ ihn los, und er lehnte sich zurück und ordnete seine Kleidung.

»Wovon redest du?«, fragte ich.

